Die Mennonitische Rundschau

1877 — Lasset uns fleißig sein zu halten die Einigkeit im Geist. — 1936

59. Jahrgang. — Winnipeg, Man., den 10. Juni 1936. — Nummer 24.

Vergangenheit, Zukunft und Gegenwart.

Die Gegenwart, ein Augenblick,
Die Zukunft uns verhüllt;
Vergangenheit — oft weit zurück —
Sie bleibt wie sie gefüllt.
Was du getan, was du gedacht,
Die Zukunft macht es klar,
Wie du die Gegenwart vollbracht;
Nimm die Momente wahr!
Du weißt, daß es zu lesen ist
Im Buch — Gedächtnis — und
Wenn du da manches auch vergißt,
Der jüngste Tag macht's kund.
O Gegenwart! Dieweil du mein,
Wie nütz' ich dich zu best;
Was schreib' ich wohl am besten ein,
Da sich's nicht ändern läßt?
Was man getan und was gedacht,
Vergeht nicht wie das Heut',
Denn was verfehlt, nicht recht gemacht,
Bleibt trotz vergang'ner Zeit.
Weil alles bleibt, und nichts vergeht,
Ob's gut war oder schlecht,
Und alles angeschrieben steht,
Wie werd' ich dann gerecht?
Wenn die Vergangenheit sich stellt
Als gegenwärt'ge Zeit,
Die Zukunft, die den Lohn enthält,
Dazu kommt Seit' an Seit' —
Und Bücher werden aufgetan,
Darin man lesen kann,
Was jeder tat, von Kindheit an
Bis zum ergrauten Mann.
Wo man dann Scherz und Narrentei,
Sowohl wie Liebestat,
Auch wenn es ganz unscheinbar sei,
Hier schriftlich vor sich hat.
Wie wohl wird doch demjen'gen sein,
Der Gutes nur getan,
Und Liebestaten, wenn auch klein,
Erwiesen jedermann.

Auch wohl, des Schuld durchstrichen ist
Mit Jesu Christi Blut;
Der über alle Schuld dann liest:
„Das tat Ich dir zu gut!"
Des Namen wird vor jedermann
Von Jesu Mund genannt —
„Was den Geringsten du getan,
Hab' Ich für Mich erkannt!"
Solch Buch hat kein Register nicht
Von Sünd und Gräul' bedeckt;
Das Blut, daß von Versöhnung spricht,
Macht weiß und unbefleckt.
Ein weißes Kleid und eine Kron',
Die der Gerechtigkeit,
Bekommt er dann zum ew'gen Lohn;
Was Herz und Sinn erfreut.

F. C. Ortmann.

Der Heilige Geist.

Die Lehre von dem Heiligen Geist. — Der Heilige Geist ist des öftern verwechselt worden mit dem Gewissen, oder auch der Seele des Menschen. So glaubten einige vom Heiligen Geist getrieben zu sein, wo sie ihr Gewissen plagte. Das Gewissen ist in jedem Menschen, ob wiedergeboren oder nicht. So auch die Seele — sie ist in jedem Menschen, und ist das Blut (nach 1. Mose); es ist also das Unsterbliche aus Gott und kommt wieder zu Gott — oder in die ewige Verdammnis — und ist nicht zu vernichten. Der Heilige Geist kann im Menschen wohnen — kann ihn aber auch verlassen. Gott besteht ja aus der Dreieinigkeit in Vater, Sohn und Heiliger Geist, denn es ist nur ein Gott — diese drei sind eins. Der Heilige Geist ist der Vertreter Christi auf Erden — in der Gnadenzeit. Doch zerfällt seine Wirksamkeit in drei Zeitperioden: 1. War Er wirksam bei der Schöpfung. (1. Mose 1. und 2.) Auch durch die Dispensationen des alten Bundes tritt Er von Zeit zu Zeit auf. (Ps. 51; Hes. 36.) Im prophetischen Blick (Ps. 143; 1. Sam. 16; 1. Mose 6, 3). Und alle Heiligen des alten Bundes hatten den Geist Gottes — den Heiligen Geist. Diese Wahrheit finden wir bestätigt in Luk. 2, 26. Und ihm war die Antwort worden von dem Heil. Geist, er solle den Tod nicht sehen, er hätte denn zuvor den Christ des Herrn gesehen. . . Daß wir Ihn als denselben Geist erkennen, beweist Seine Persönlichkeit. Man nimmt Ihm gegenüber Stellung. Eph. 4, 30; Apg. 5, 3; Heb. 10, 29. So ist auch im Urtext das männliche persönliche Fürwort „ekninos" gebraucht. Dann sind Seine Handlungen wie: „Es gefällt dem Heiligen Geist" (Apg. 17); Er wirkt nachdem Er will (1. Kor. 12) — ja, Er redet — Er hilft. Zuletzt Seine Gottheit, wie Apg. 5, 3; 2. Kor. 3, 18. Seine Namen sind wie: Geist der Gnade, Wahrheit, Leben, Weisheit, Herrlichkeit, Tröster, Beistand, und zuletzt Geist Gottes und Christi. 1. Kor. 3, 16; Röm. 8, 9. So haben wir es mit demselben Geist des alten Bundes zu tun, nur trat Er nicht in der Fülle auf, wie in der Gnadenzeit, denn der Sohn war noch nicht zum Vater gegangen. In Bezug dieses Heimganges mußte die Schrift sich erst erfüllen, wie denn auch die Propheten geweissagt haben, daß auf die Seinen ausgegossen würde ein neuer Geist (Hesekiel). Weiter war auch der Dienst der Engel, der ja in der Gnadendispensation ganz ausfällt. Der Heilige Geist ist wirksam unter der ganzen Menschheit (Joh. 16, 8—16), und der Vermittler Gottes und der Menschen im alten Bunde.

Die zweite Zeitperiode des Heil. Geistes ist die Gnadenzeit und beginnt mit der Ausgießung des Geistes in einer neuen Gestalt. Apg. 1. Er ist wirksam unter den Gläubigen, wirkt die Wiedergeburt, wohnt im Herzen der Gläubigen und versiegelt die Gläubigen auf den Tag der Erlösung. Eph. 1, 13—14; Kor. 6, 19; Röm. 8, 9; Joh. 3, 3. Er stärkt zum Wandel und Dienst (Gal. 5), und leitet uns in alle Wahrheit. Er gibt die Schrift 2. Petri 1, 20—21 und schließt sie uns auf. 1. Kor. 2, 9; Eph. 1, 17; Joh. 16, 14—15. Wir leben in dieser Hoffnung, daß der Geist bald die aus den Heiden sammeln wird, und Ihm die Brautgemeinde dem Land in den Wolken zuführt. Seine Hauptarbeit ist auch, Ihn, den Sohn Gottes, zu verklären. Joh. 16, 14—15. Die Bestätigung von Seiner besondern Tätigkeit sind die Gläubigen; ihr Dienst, ihr Wandel, zeugt von Ihm. An den Herzen der Ungläubigen aber klopft Er.

„Hörst du's klopfen — immer klopfen?
Sprich: „Was ist es hier?"
Sage nicht, es sei dein Pulsschlag,
Es muß tiefer sein!
Jesus, Er dein Heiland, klopfet,
Spricht: „O, laß Mich ein!"

So ist der Heilige Geist der Vertreter Christi auf Erden und verrichtet die Werbearbeit, bis das die Fülle der Heiden eingegangen ist.

Die dritte Zeitperiode der Wirksamkeit des Heiligen Geistes fällt auf die Dispensation des Reiches. Er wird im Abschluß der Gnadenzeit: Besonders rufen; das Sehnen der Gläubigen wecken, indem Er spricht, vereint mit der Braut: „Und der Geist und die Braut sprechen: Komm!" Diesem Ruf werden sich alle Gläubigen anschließen. „Und wer es höret, der spreche: Komm! Und wen da dürstet, der nehme das Wasser des Lebens umsonst." Ofb. 22, 17. Nachdem aber der Herr die Gläubigen entrückt, wird eine Dürre (geistliche) eintreten — Satan wird losgelassen, und die Sünde wird ausreifen; das große Elend wird anbrechen; die Gerichte Gottes der Verstockung an denen, die Seinem Ruf nicht gefolgt. Zuletzt werden sich aber doch einige bekehren; dann wird die Arbeit des Heil. Geistes einsetzen, wie an Seinem Volke in der Zeit des Reiches — wenn sie Den sehen, in welchen sie gestochen haben. Dann wird die Evangelisationsarbeit des Geistes durch Israel mit all ihm zu Gebote stehender Technik und Gold der Erde anbrechen. Dann werden die Juden zurückkommen, wie die Propheten geweissagt haben.

Heute werden mehr Heiden in Nacht und Elend geboren, als die Christenheit zu erleuchten vermag, weil ihr Wandel keine Hingabe ist. Wir leben eben in der Zeit der Schriftgelehrten der Welt. Doch bald wird die Nacht anbrechen, nachdem Er, der Geist, die wahren Gläubigen zubereitet, um Ihn zu sehen, wie Er ist. Willst du Ihm, dem guten Heiligen Geist, nicht folgen.

„Endlich geht Er traurig weiter,
O, dann wehe dir!"
„Komm Heil'ger Geist und fache Du,
Dein Himmelsfeuer an,
Denn Jesu Liebe nur allein,
Uns neu beleben kann."

Das schenke uns der Herr!

Peter P. Isaac.

Tischlieder.

Gesammelt von
† Hermann A. Neufeld †

— 111 —

Mel.: Lobt Gott, ihr Christen . . .

Fünftausend Menschen speist der Herr
Mit wenig Brot und Fisch'.
Nun Herr, so tritt zu uns auch her
Und segne unsern Tisch!

Eine Antwort auf die Fragen in Rundschau Nr. 16.

1. Kann ein Kind Gottes seine Kindschaft verlieren?

Es gibt Bibelausleger, die wissen es genau und bestimmt, daß ein Kind Gottes das Kindschaftsrecht nicht verlieren könne, auch wenn es sich selbst und der Welt lebt, die Sünde nicht überwindet und im tiefsten Schmutz watet. Sie haben den Mut, in die Welt hineinzurufen, daß ein Abfall unmöglich sei.

Andere Ausleger sagen bestimmt, daß der Abfall möglich ist.

Wenn ich meine Bibel lese, so finde ich, daß ich keine Garantien habe, daß ich selig werde, wenn ich der Sünde nachgebe. Das Leben nach

dem Fleisch schließt vom Reiche Gottes aus. 1. Kor. 6, 9—10; 1. Joh. 3, 15; Gal. 5, 19—21. Ich weiß genau, daß es in Christo keine Verdammnis gibt. „Wer in Ihm bleibet, der sündiget nicht." Ich habe vom Herrn keine Vollmacht, denen, die in der Sünde leben, Garantien zu geben, daß sie auf Grund einer erlebten Erfahrung, trotz des sündigen Treibens, selig werden können. „Wer auf das Fleisch säet, wird vom Fleisch das Verderben ernten." Wer schriftlich oder mündlich diese Garantien gibt, möge zusehen, wie er mit dem Herrn der Gemeinde fertig wird.

2. Die zweite Frage bezieht sich auf Judas, den Verräter.

Br. J. F. Harms, Hillsboro, hat sie bereits beantwortet. Zwei Aussprüche über Judas aus dem Munde unseres Herrn zeigen das hohe Vorrecht des Judas an. In Joh. 17, 12 wird Judas zu denen gezählt, die der Vater dem Herrn Jesus gegeben hatte. Und nach Vers 2 hatte der Herr die Vollmacht erhalten, das ewige Leben allen denen zu geben, die der Vater Ihm gegeben hatte. An einem Judas konnte der Sohn Gottes diese Vollmacht nicht verwirklichen.

Nach Joh. 6, 70 war Judas zum Apostel erwählt worden. Ihm wurde die Gelegenheit gegeben, ein auserwähltes Werkzeug zu werden. Seinen Herzenszustand im Moment der Wahl wissen wir nicht; wir wissen nur, daß der Herzenskündiger ihn als einen Teufel bezeichnet. Ich verstehe, daß der Herr ihn bei dieser Gelegenheit in seinem ausgereiften Zustande sieht, denn der Teufel fuhr erst nach der öffentlichen Entlarvung in ihn.

Dr. Karpenter sagt: „Das innere Leben des Judas ist eine Geschichte von zurückgewiesener Hilfe und unbeachteter Mahnung." Er wurde trotz der liebevollen Bemühungen seines Herrn das verlorene Kind. Dieses Wort deutet an, daß Judas aus dem Hause Israel ausgeschieden war und aus einer innigen Beziehung zum Herrn, wie sie vor Pfingsten möglich war. Joh. 6, 39 hat mit dieser Stelle nichts zu tun, sondern bezieht sich auf die Auferweckung der Gläubigen. Sie sollen nicht alle das ewige Leben haben (V. 40).

Ob Judas im Buche des Lebens geschrieben war, können wir nicht feststellen. Nach 2. Mose 32, 33 zu schließen, war das ganze Volk Israel im Buche des Lebens geschrieben, und wer an Gott sündigte, sollte ausgetilgt werden. Wenn wir im Neuen Bunde lesen, daß jeder, der an den Sohn Gottes glaubt, das ewige Leben hat, so können wir auch annehmen, daß jeder Gläubige ins Buch des Lebens eingetragen wird. Nach Offb. 3, 5 haben die Ueberwinder die Verheißung, daß der Herr ihren Namen nicht aus dem Buche des Lebens austilgen werde. **Wie wird es aber mit denen, die gläubig wurden und am Glauben Schiffbruch erlitten? Bleibt d. Prinzip in 2. Mose 32, 33 stehen?**

Judas ist eine Warnung an alle diejenigen, denen der Herr in seiner Kraft nahetritt, und die sich ihm nicht erschließen. Jede Offenbarung Jesu Christi mahnt uns, der himmlischen Erscheinung nicht ungehorsam zu sein und die Gnade Gottes nicht vergeblich zu empfangen.

Es bleibt uns ein Geheimnis, wie weit die Gnade Gottes in ihm ihr Werk hat tun können. Und gerade dieses Geheimnisvolle erfüllt uns mit Schrecken. Könnten wir mit mathematischer Genauigkeit feststellen, was Gott bereits aus Judas gemacht hatte, ehe er das Werkzeug des Satans wurde, so würde seine Gestalt nicht so abschreckend wirken. Aber jetzt hielt er in allen Anfechtungen bei Christo aus, blieb ihm treu trotz dem Massenabfall der Nachläufer, und plötzlich offenbart er sich als Teufel.

Doch denken wir daran, daß Christus uns in diesem Manne nicht ein psychologisches Rätsel gab, das wir in Einklang zu bringen haben mit unsern Begriffen von Bekehrung, Dienst und Abendmahl, sondern der Herr der Geschichte gab uns in ihm einen Mann, durch den wir uns warnen lassen sollen.

Wir wollen diese Warnung auch nicht dadurch abschwächen, daß wir selbstbewußt sagen: „Judas war nie aufrichtig." Laßt uns lieber es ernst beachten, daß es gefährlich ist, mit der Sünde zu spielen. Hier bei Judas war es die Sünde auf wirtschaftlichem Gebiet; das Aneignen von fremdem Geld.

Zu der ganzen Frage will ich einige Worte von Andreas Murray anführen: „Was ist aber das Zeichen, an dem wir wirklich Wiedergeborene erkennen und sie von denen, bei denen sich nur eine Zeitlang Geisteswirken gezeigt, unterscheiden können? Es gibt kein Zeichen, von dem ein Mensch in diesem Sinn und für jeden Fall reden könnte. Das einzige untrügliche Zeichen der Standhaftigkeit der Heiligen ist diese ihre Standhaftigkeit **in der Heiligung**, ihr Vorwärtsschreiten zur Vollkommenheit. „Wir sind Christi teilhaftig, wenn wir das angefangene Wesen bis zum Ende festhalten." Hebr. 3, 14. — Ich kann die Gewißheit der Seligkeit unmöglich so mit mir herumtragen, als wäre sie eine Banknote oder ein Anteilschein eines Unternehmens, von denen ich keinen Gebrauch mache, die ich nur für eine Zeit bewahre, in der ich sie nötig habe. Nein, meine Gewißheit der Seligkeit kann ich einzig und allein im regen Umgang mit dem lebendigen Christus finden, im Verkehr mit Ihm, in Seiner Nachfolge, im Gehorsam. Darin allein liegt und daraus allein stammt meine Festigkeit. (Der große Hohepriester. Seite 245.)

A. H. Unruh.

Winkler, Man.

Wesen oder Schein?

Wie viele fromme Worte kann man hören, die mit dem Wandel des Redenden in schärfstem Widerspruch stehen. Ein junger Reichsgottesarbeiter erklärte laut: „Ich will alles für den Herrn tun. Ich will herumgehen und um Gaben bitten zum Bau des Reiches Gottes. Dabei will ich mich gerne die Treppe hinunterwerfen lassen." Kurz darauf wurde er als Offiziersaspirant zu einer militärischen Uebung eingezogen. Als nun der Kommandant fragte: „Was sind Sie von Beruf?" antwortete er: „Kaufmann". Daß er für Gottes Reich arbeitete und nicht mehr Kaufmann war, wagte er nicht zu sagen; es hätte ihm Schaden bringen können.

Ein kleiner Knabe kam auf's Land zu sehr „heiligen" Verwandten und beobachtete sie wochenlang sehr genau. Später bekannte er, daß er da abends gebetet habe: Lieber Heiland, laß mich nur ja kein frommer Mensch werden.

Jemand wurde gefragt: „Ist Herr P. ein wirklicher Christ?" Da gab er zur Antwort: „Das weiß ich so lange nicht, bis ich in seinem Hause beobachtet habe, wie er mit seiner Frau umgeht."

Herr, hilf uns durchdringen aus der Lüge in die Wahrheit, in das Wesen aus dem Schein!

Adam und der Baum der Erkenntnis des Guten und Bösen und Jesus und Judas.

An einem Karfreitage in einer Bierhalle sollte jemand zu seinem Trinkkameraden gesagt haben: „Wir haben's doch wirklich gut. Wir sitzen und trinken und jener am Kreuze muß hängen und dürsten." Jesu Hängen und Dürsten und unser Sitzen und Trinken sind ja die Haupttatsachen, um welche es sich in der h. Schrift handelt oder dreht. Auch Spott ist nicht im Stande die Grundwahrheiten der h. Schrift umzustoßen, sondern offenbaren oft das Bedürfnis der Seele, die zurück zu ihrem Ursprung will. Ein zartes Entgegenkommen vonseiten des Seelsorgers kann auch den Spötter auf das Eine lenken wonach seine Seele schmachtet.

Nach Apg. 2, 22—24 und 4, 27, 28 ist das Hängen und Dürsten Jesu am Kreuze in dem großen Heilsplane Gottes mit der Menschheit kein blinder Zufall. Es ist auch nicht etwas, was sich die Menschen erdacht oder eine Tatsache, deren Wurzeln wir im Reiche der Finsternis zu suchen haben, sondern Gottes Rat hatte das so beschlossen. Die h. Schrift macht uns für dieses große Ereignis auf Golgatha auch nicht verantwortlich. Joh. 3, 16. Wer alle zu diesem Gottesrat gehörte. ob nur die Dreieinigkeit Gottes, oder ob die Cherubinen und Seraphinen, Gabriel und Michael auch, läßt sich nicht behaupten. Erst nachdem Gott seinem Rat sein Vorhaben und seine Vorsehung geoffenbart und klargelegt hatte, wurde es von ihm (seinem Rat) bedacht und beschlossen, daß es geschehen sollte. Jesus sollte hängen und dürsten, auf daß wir wie Maria zu den Füßen Jesu sitzen und trinken könnten aus dem Born des Lebens, der Er durch seine Auferstehung für uns geworden ist. Wenn Gott, als Er die Welt ins Dasein rufen wollte, außer seine Selbstverherrlichung noch etwas im Auge gehabt hätte, so hätte das etwas ganz seinem Wesen widersprochen. Gott ist groß und seine Gedanken können nur seinem Wesen entsprechen. Nach 1. Mose 1, 27 hat Gott den Menschen Ihm zum Bilde geschaffen. Wie Jesus Ebr. 13, so sollte auch der Mensch der Glanz seiner Herrlichkeit und das Ebenbild seines Wesens sein; die Herrlichkeit Gottes sollte sich in ihm abspiegeln und wieder zurückstrahlen. Eigene Herrlichkeit sollte der Mensch nicht besitzen, auch nicht wollen. Der Mensch konnte also nur dann gedeihen und seine Bestimmung erreichen, wenn er Gott gleichgesinnt sei. Auf eine Verherrlichung Gottes, um die in Zukunft gefallene Menschheit zu erlösen, ging Gottes Rat sofort ein. Jesus wurde, ehe wir da waren, für uns preisgegeben. Es lag aber nicht in dem Willen Gottes, das ungestraft lassen, wo seine Herrlichkeit nicht würde zu seinem Rechte kommen. Die Seele, die da sündigen würde, sollte sterben; wer aber den Willen Gottes tun würde, sollte in Ewigkeit bleiben. — Der Tod sollte der Sünde Sold sein; die Gabe Gottes aber das ewige Leben in Christo Jesu unserm Herrn. Röm. 6, 23. Gott hatte den Menschen gut, aber nicht vollkommen, rein aber nicht heilig geschaffen. Es waren aber alle Bedingungen vorhanden, von Stufe zu Stufe heranzureifen, bis er das ihm von Gott gestellte Ziel erreichte. Was geschah nun auf dem Wege der Entwicklung? Er wollte sein wie Gott. — Das Bild wollte das Original sein. Ein Eingreifen in Gottes Leitung. Die eigene Herrlichkeit war in Frage gefallen und der Bruch mit Gott war geschehen. Der Baum der Erkenntnis des Guten und Bösen mitten im Garten, mit seinem Verbot, war die Veranlassung dazu. „Adam starb; und es befand sich, daß das Gebot ihm zum Tode gereichte, das ihm von Gott doch zum Leben gegeben war." Wie verhält's sich aber mit dem zweiten Adam und Judas Ischarioth.

In Ebr. 4, 15 heißt es: „Daß wir nicht einen Hohenpriester haben, der nicht könnte Mitleiden haben mit unsern Schwachheiten, sondern der versucht ist worden allenhalben, gleich wie wir, doch ohne Sünde." — Also auch die Geschichte des ersten Adams im Paradiese war ihm durch eigene Erfahrung bekannt. Auch er war von seinem Vater zur Verherrlichung Gottes gezeugt und auf diese Erde gesandt. Auch Er hatte den Weg des Gehorsams zu gehen (Ebr. 5, 8) und im Gleichgesinntsein mit Gott konnte Er das von Gottes Rat bestimmte Ziel nur erreichen. Als Jesus auf diese Erde kam und Fleisch angenommen hatte, hatten sich in Ihm zwei Naturen vereinigt. Gott war auch Mensch geworden. Gottessohn und Menschensohn. In den Augen Gottes nach Seiner Vorsehung, war Er nach wie vorher der ewige Gottmensch, was aber Sein Wesen von der Geburt bis zu Seinem Tode betrifft, war Er ein Menschgott. Sein Dasein stellte kein

Manöver (blindschießen), sondern eine Wirklichkeit dar. Ein eingreifen in Gottes Leitung war auch für Ihn möglich, und daher ist Jesu Stellung dem Judas gegenüber von großer Bedeutung für uns. Der Herr hatte eine ganze Nacht auf dem Berge zugebracht mit Seinem Vater, als Er am andern Morgen von diesem Berge herunterkommend, seine zwölf Jünger wählte. Luk. 6, 12. Die Liste der zwölf Jünger wurde auf dem Berge gemacht in einer mit dem Vater durchwachten Nacht. Er hat ja nichts aus sich selbst getan und gesprochen, so hat Er auch die Zwölfe nicht selbständig gewählt. Wenn wir nun dazu nehmen, daß der Herr von Anfang an wußte, welcher ihn verraten würde, dann können wir uns denken, was es für den Herrn gewesen ist, als der Vater ihm auch den Judas nannte. Was für Adam der Baum mitten im Garten war, das war für den Herrn Jesus Judas Ischarioth, mitten im Kreise Seiner Jünger. Der Unterschied lag nur darin, daß Adam den Garten bauen und bewahren sollte, indem er das Böse nicht hineinlassen sollte; Jesus dagegen sollte seine Jünger bauen und bewahren, indem, daß Er das Böse nicht ausscheiden sollte. Joh. 17, 12. Jesus beugte sich unter dem Willen des Vaters, was bei Adam nicht der Fall war. Jesus hat dann auch den Judas nicht selbst ausgeliefert, sondern Judas mußte sich stufenweise ausliefern, bis es zum Aeußersten kam. Er war gehorsam bis zum Hängen und Dürsten am Kreuze. Phil. 2, 8. Ein Eingreifen oder Vergreifen in Gottes Leitung hat bei Jesus nicht stattgefunden. Wie im alten Testamente die Bundeslade niemand anrühren durfte, auch wenn sie in der äußersten Gefahr war, so durfte auch Jesus den Judas nicht nach eigener Wahl ausscheiden. Das war Gottes Sache, wie bei Adam das Nichtessen von dem Baume mitten im Garten. Gott ist ein Gott der Geduld. Er läßt alles ausreifen. Es muß alles ausreifen für die Ernte. Erst damit, daß Judas an jenem Abend hinausging und den Herrn verriet, wurde der Teufel reif in ihm und er ging und erhängte sich. Der Herr Jesus aber sagte dann: „Jetzt ist des Menschen Sohn verherrlicht." Die Entwicklung der zwölf Jünger hatte Er Seinem Vater überlassen. Gott war bei Ihm das A und das O.

Abr. A. Fröse.

Tofield, Alta.

Wie kann unsere Rede gewaltig werden?

Ein junger Prediger fragte einen alten Pfarrer, der seine Predigt gehört hatte, was er von ihr hielte. Zögernd antwortete derselbe: „Wenn ich Ihnen meine Meinung aufrichtig sagen darf, so muß ich bekennen, daß sie mir ganz und gar nicht gefiel." „Ja, warum denn nicht?", entgegnete erstaunt der junge Mann. „Ich habe doch alle Erklärungen des Textes durchstudiert und die Predigt nach dem neuesten Stand der Wissenschaft gründlichst bearbeitet." „Das mag wohl sein", sagte der Pfarrer, „aber das hilft nichts. Christus muß drin sein." „Wenn aber im Text nichts von Christus steht?" „O", sagte der Alte, „wissen Sie nicht, daß von jedem Dorf ein Weg nach der Hauptstadt führt? Jedesmal, wenn ich ein Wort Gottes nehme, sage ich mir, es ist eine Straße von hier zu Christus und ich will ihrer Spur folgen, bis ich zu Ihm gelange. Nur Er hat Gewalt über die Herzen." „Gut", sagte der Anfänger, „wenn nun aber gar kein Weg zu Jesus drin steht?" „Dann werde ich über Gräben und Hecken springen, bis ich zu Ihm komme, aber ohne Ihn predige ich nicht."

Grundsätzliche Fragen

Prof. B. H. Unruh, Karlsruhe.

20.

(Korrektur: In Nr. 15, S. 1, letzte Spalte muß es Ignatius, nicht Irenäus von Antiochien heißen.)

Die Evangelien legen klar an den Tag, daß Christus seinen Aposteln eine „Wegführung" (griechisch „hodegein") als Beruf zugedacht hat. Besonders Lukas, der Mitarbeiter und Freund Pauli, hat es scharf herausgearbeitet, daß „die Zwölfe" eine Pionier- und Stoßtruppe sein sollen. Von Nazareth anhebend, kommt Jesus in die Hauptstadt Galiläas, von wo er die galiläischen Lande durchwandert, die von seiner geistesmächtigen Lehre und seinen Hilfe bringenden Taten ganz hingerissen sind. Immer weitere Kreise umfaßt dieses Heilandswerk.

Bei dieser volksmissionarischen Arbeit ruft Christus endgültig Petrus und seine Genossen. Man lese diese Berufungsgeschichte Lukas 5, 1 ff! Es gilt die Menschen in Gottes Netze zu fangen, Tag und Nacht hieran zu arbeiten, es gilt, das Schweifende zu retten, jedes Bollwerk zu stürmen, bis der volle Sieg errungen ist.

Das Wesen der Christuskirche ist der große, starke, ungebrochene Missionsgeist. Das ist gerade heute festzuhalten.

Man hat mich gefragt, welch ein Unterschied zwischen dem mennonitischen Gemeindeprinzip und dem der anderen Konfessionen sei!

Ich will den katholischen Kirchenbegriff hier beiseite lassen, obwohl es überaus interessant ist dem nachzugehen, wie er in den ersten Jahrhunderten sich herausgebildet hat. Nur das will ich sagen: Wir müssen es nicht vergessen, daß die Kirche der vorreformatorischen Jahrhunderte eine große Arbeit hat leisten müssen, unter den Völkern und an den Völkern. Und eines wollen wir der katholischen Kirche besonders danken: sie hat in den Zeiten greulicher Religionsmengerei, als morgenländischer Götzendienst die griechisch-römische Kulturwelt überflutete, den Glauben an den Schöpfer, an Christus, den Glauben, daß es eine allgemeine heilige christliche Kirche gibt, in der der Geist Gottes waltet, über der der Freispruch ausgerufen wird, festgehalten.

Es mußte aber doch eine Reformation kommen. Die Reformation, auch die täuferische, hat die soeben berührte positive Arbeit und Bekenntnistreue der alten Kirche nicht verachtet, sondern anerkannt. Aber die Reformation hat die Rechtfertigung, Wiedergeburt und Heiligung durch den Glauben, nicht durch eine Sakramentsmagie, auf den Leuchter gestellt, gemäß dem neu entdeckten Evangelium.

Worin man auseinanderging, war nun tatsächlich der Gemeindebegriff. Und der Kampf um den Gemeindebegriff ist noch nicht zu Ende.

Man vergesse nicht: der Glaube an den einen Schöpfer Himmels und der Erden, der ethische Monotheismus, wie man gelehrt sagt, hat viele Jahrhunderte gebraucht, um sich durchzusetzen. Der große Wert des Alten Testaments besteht gerade darin, daß dieses Ringen um den wahren Gottesglauben in ihm zur Darstellung kommt.

Man vergesse weiter nicht, wie Jahrhunderte lang um die Person Christi gekämpft worden ist, auch ganz abgesehen von der modernen Zeit, die ich in dem Aufsatz über die „Leben-Jesu-Forschung" berührte. Ist es da ein Wunder, daß wir noch immer an der Gemeinde-, an der Kirchenfrage stehen?

Im Täufertum des 16. Jahrhunderts war das Gemeindeprinzip das Hauptprinzip. All die andern Grundsätze flossen aus diesem Prinzip.

Das mennonitische Gemeindeprinzip hat den Gedanken der Gemeinde als einer Gemeinschaft persönlich, bewußt Gläubiger festgehalten, genau im Sinne der von mir erwähnten Darlegungen Luthers in seiner „Deutschen Messe" über die Zusammenfassung derer, „so mit Ernst Christ sein wollen."

Hier besteht nun eine Gefahr, nämlich die einer sektiererischen geistlichen Ichsucht, eines geistlichen „Privatkapitalismus". Christus beruft die „Zwölfe", damit sie nicht für sich fromm seien: „Was stehet Ihr und schauet gen Himmel?" Sie sollen angetan werden mit Kraft und Christi Botschaft tragen „bis an die Enden der Welt, anhebend in Jerusalem." d. h. sie sollen ihr eigenes Volk hierbei nicht vergessen. Darum sind Petrus und die andern Jünger auch bis hart vor der Zerstörung Jerusalems in Palästina geblieben, während Paulus in die Weite zog.

Die Züricher Täufer wollten nicht eine Winkelsekte bilden. Das hat auch die große, ausgezeichnete Heidelberger Doktordissertation von H. S. Bender über Conrad Grebel neu ins Licht gestellt. Die Züricher Täufer wollten ins Münster und die großen Kirchen ziehen, sie wünschten, daß Zwingli gemeinsam mit ihnen mit einem Programm vor das Volk treten möchte, so wollten einen neuen Rat wählen, gestützt auf die Mehrheit des Volkes, das sie mit Zwingli zusammen zu gewinnen hofften, sie wollten die Kräfte des neuaufgeblätterten Evangeliums ausstrahlen lassen ins Volksleben, damit so manche moralischen, sozialen Schäden (neben den eigentlich religiösen als den tiefsten) geheilt würden.

Wir haben hier also einen dynamischen (Dynamik — Kraftwirkung) Kirchenbegriff. Aber diese kirchliche Kraftwirkung erwarteten die Züricher nicht von einer Massenkirche, sondern von einer kirchlichen Kern- und Stoßtruppe. Hierin unterscheidet sich das mennonitische Gemeindeprinzip in erster Linie von dem Zwinglis, der eine Staatskirche anstrebte. Er fürchtete, daß man auf dem Wege Grebels und seiner Freunde eine Sekte werden könnte, die nur an sich und nicht an das Ganze denken würde. Luther zeigte hier tieferes Verständnis. Bekanntlich haben die Züricher an ihn geschrieben. Leider haben wir diesen Brief nicht mehr. Aber ein Student aus Wittenberg, der Luther nahe stand, hat an den Grebelkreis nach Eingang des Briefes bei Luther geschrieben und hat sie von Luther grüßen müssen (er sei ihnen wohlgesinnt.) Ich freue mich sehr über diesen Vorgang. Und mir will scheinen, daß Luther 1526 jene Ausführungen über die Kerngemeinde angeregt auch durch den Brief der Züricher (1524) geschrieben hat. Wie gut wäre es gewesen, wenn der große Mann damals mit den Zürichern zusammengekommen wäre! Später hat besonders auch die Katastrophe in Münster den schwarzen Schatten auf die Täuferbewegung geworfen. Menno und Luther sind einander auch nicht begegnet. Sie hätten einander aushelfen können!

Der Antichrist.

Alle Bewegungen, Bestrebungen und Unternehmungen in der Christenheit, die nicht auf biblischen Linien sich bewegen, schwächen die Gemeinde und insofern helfen sie den kommenden Antichrist in die Wege leiten. Die höllischen Mächte bilden unter ihrem Haupte dem Teufel ein wohlorganisiertes System. Wie aus Eph. 6 zu ersehen ist, hat der Teufel sein Reich in verschiedene Abteilungen eingeteilt, an deren Spitzen gewaltige Fürsten stehen mit unzählbaren dämonischen Geistern, die ihnen mit willigem Dienst allezeit zur Verfügung stehen. Weil die Menschen die Wand, die der liebe Gott in seiner Weisheit zwischen ihnen und der finstern Geisterwelt gesetzt hat, durchbrechen können, wie z. B. Zauberei, Wahrsagerei, Zeichendeuterei usw., hat Gott es strengstens verboten. Die Todesstrafe verhängte Gott über diejenigen, die sich damit abgaben. Es ist auch heute noch eine straffällige Leichtfertigkeit, wenn Christen, auch nur zum Spaß, sich mit Wahrsagern abgeben. Mehr oder weniger stehen Wahrsager immer mit den höllischen Mächten der Finsternis in Verbindung. Daraus ergibt sich auch ihr oft übernatürliches Wissen.

Wenn wir wüßten, wenn wir sehen könnten, welche Scharen finstrer Mächte uns umgeben, uns würde grauen. Diese Tatsache läßt sich nicht durch Geringschätzung, Achselzucken,

Spott, Bezeichnung als Aberglauben hinwegleugnen. Auf Schritt und Tritt sieht und merkt man die Wirksamkeit dieser höllischen Lügengeister, die einzelne und ganze Völker verführen. Das Ignorieren dieser finstern Mächte ist ihr Werk. Um so ungestörter können sie ihr Wesen unter den Kindern des Unglaubens treiben. Gemeinde, wache auf! Oeffne deine Augen! Vater, Mutter, Prediger, Lehrer — seht ihr nicht, wie die finstern Mächte allenthalben wirksam sind? Merkt ihr es nicht, daß die Mode völlig von ihnen beherrscht wird? Ist nicht das Schamgefühl ein Schutzengel, der eine heranwachsende Jugend vor so vielen Gefahren und Klippen bewahren soll? Wird nicht durch die Mode das Schamgefühl schon bei den Kindern nicht nur unterdrückt, sondern erstickt? Gerade das will Satan. Dann hat er später leichtes Spiel. Frechheit, Schamlosigkeit, Gleichgültigkeit gegen alles Geistliche und wie oft tiefer Fall und Verderben, sind die Folgen. Es ist Verblendung Satans, daß die Christen, die von der Schrift gezogenen Grenzen nicht mehr erkennen. Das führt zum Abfall und zur Verstockung.

Gott sei gepriesen, daß er mächtiger ist, als alle Macht der Finsternis. Der Starke, der Teufel, kann durch Christus, den Stärkeren, überwunden werden. Und der Herr läßt sich auch in unsern Tagen nicht unbezeugt durch sein Wort, seine Boten, durch seinen Hl. Geist. Auch sonst redet er kräftiglich durch Dürre, Staubstürme, Fluten und Stürme, die katastrophal auftreten und Verderben, Verwüstung und Tod im Gefolge haben. Werden diese Heimsuchungen beachtet? Wohl nur von Einzelnen. Und die Masse? Sie liebt die Finsternis mehr, denn das Licht, „weil in ihnen (die verloren gehen), der Gott dieser Weltzeit das Denkvermögen verdunkelt hat. . ." (Menge). Das ist ein vernichtendes Urteil, welches der Hl. Geist über ein aufgeklärtes Geschlecht fällt.

Zum Teil erkennt mancher die mißliche Lage, in der die gesammte Menschheit steckt, und daß sie, wenn es so fortgeht, unvermeidlich ins Verderben rennt, untergeht mitsamt ihrer hochgepriesenen Zivilisation. Verzweifelte Anstrengungen werden gemacht „den Schaden der Völker zu heilen." Vergebliches Mühen! Weil die Ursache des Schadens nicht erkannt wird — die Sünde und die finstern Mächte, die sie entfachen. Mann will sie auch nicht erkennen, weil sie die Liebe zur Wahrheit nicht aufgenommen haben, weil Satan ihre Sinne verblendet hat. Und so geschieht's denn, daß die Menschheit trotz ihrer Anstrengungen durch Selbsthilfe sich aus dem Schlamm herauszuretten, immer tiefer hineingeraten. Gott läßt die Sünde in ihr sich ausreifen zum Gericht.

Wir haben hier das einzigartige Schauspiel, daß die Finsternis, in der die Welt steckt, einerseits sich immer mehr verdichtet, die Sünde sich schließlich zuspitzt und auswirkt im Antichristen; andererseits aber auch die Gemeinde, die in allen Gemeinschaften vertreten ist, ihr Licht immer heller erstrahlen läßt und ihre Sehnsucht nach der Vereinigung mit ihrem Haupt Christus Jesus immer kräftiger zum Ausdruck bringt.

Mit Gruß,

C. H. Friesen.

Gesangbuch-Angelegenheit.

Während der Arbeit an dem Entwurf eines Gesangbuches ist man gezwungen, alle Gebiete des religiösen Lebens, die vom Gesangbuch, dem gesungenen Glaubensbekenntnisses erfaßt werden sollen, gründlich zu studieren. Das schwerste, tiefste, weit und breit umstrittenste Gebiet ist die Taufe, die Tauflieder.

Das GB der Rußland-Mennoniten gibt je 6 Lieder vor und nach der Taufe zu singen (siehe Nr. 227—282 und 283—288). Davon sind Nr. 179, 282, 284, 285 und 287 im Grunde genommen Konfirmationslieder. Nr. 278, Str. 1, 3, 7, 8 deuten auf vorhergegangene Taufe und gegenwärtige Konfirmation hin; Str. 2—6, 9 u. 10 sind mehr Buß- als Tauflieder. Bei Str. 4, Vers 4 dieses Liedes wirft sich unwillkürlich die Frage auf, wer hat die gnadenreiche Pforte zu öffnen, die bußfertigen Sünder oder Gott durch Jesum Christum? Str. 6, Vers 2 desselben Liedes müßte taktmäßig lauten: „Daß würdig ich die Tauf empfang." Das ganze erzwungene Lied ist für die große Stunde der Taufe unbedeutend, eindruckslos und erscheint somit entbehrlich. Von Nr. 280 gehört Str. 1—4 dem Unterricht der Jugend und Str. 5—7 nur reden von der Taufe. Nr. 286, geschrieben von einem Juden, gehört dem baptistischen Bekenntnis an. Nr. 288 entbehrt jeglicher Poesie und Lyrik. Das Lied ist mit einer kriechenden, unscheinbaren Pflanze zu vergleichen, die nicht im weitesten Sinne etwas zur Hebung und Festlichkeit der weihevollen und ernsten Stunde der Taufe beitragen könnte.

Nach Entfernung dieser 9 Lieder, die nicht in die Abteilung unseres Gesangbuches „Von der heiligen Taufe" hineingehören, bleiben uns 3 Tauflieder übrig: Nr. 277 (Mennonitischer Verfasser um 1830), 281 (menn. Verfasser 1856) und 283 (menn. Verfasser um 1830). Nr. 277 und 281 sind den gewählten adeligen Chorälen durchaus nicht gewachsen, da sie inhaltlich nur zu jenen Texten gehören, die man betrachtende, beschreibende, deklamierende Lehr- und Gelegenheitsgedichte nennt. Nr. 283 ist auch durchaus nicht klassisch.

Also bleibt uns für diese wichtige Stunde des menschlichen Lebens kein wirkliches Tauflied übrig? Wir suchen. Fieberhaft suchen wir nach entsprechender echter Lyrik. Sollte solche zu diesem Zwecke denn garnicht geschrieben sein? Viele, viele Perlen und Diamanten kommen beim Graben zum Vorschein, aber es sind alles Lieder zur Konfirmation. Wir wollen aber doch Lieder für **unser** Tauffest herbeischaffen.

Besitzt der deutsch-evangelische Kirchenliederschatz denn keine echten Tauflieder? O ja, köstliche Kleinodien, wahre Schätze und goldschwere Reichtümer liegen da vor unseren Augen. Warum heben wir sie nicht auf? Der Fuchs wollte auch die glänzenden Trauben essen, aber sie waren ihm zu „sauer". In Wirklichkeit aber hingen sie ihm einfach zu hoch.

Aehnlich so geht es uns mit den Kirchenliedern. Zwar haben wir schon sehr viele Trauben aus fremden (?!) Gärten gepflückt und ein herrliches Mahl daraus für unsere Seelen zubereitet, aber hier will's nicht weiter gehen. Warum denn nicht? Sie handeln von der Kinder- und nicht von der Großtaufe!!! Wir können doch wirklich nicht verlangen oder erwarten, daß Andersglaubende für uns arbeiten, unsere Großtaufe besingen sollten! Aber eins können wir bei dieser Gelegenheit tun. Wir können hier nur über die Berechtigung der Großtaufe (auf den Glauben) etwas nachdenken und uns vielleicht auch selbst richten.

Doch zu unserer Gesangbuch-Abteilung „Von der heiligen Taufe". Wir können doch nicht von der Kindertaufe oder Konfirmation singen und Großtaufe meinen. Wie ist, kann oder soll diese unsere Abteilung ausgebaut werden?

J. P. Claßen.

Einladung zum Sängerfest.

Da wir gedenken, am 12. Juli auf Dunrea ein Sängerfest abzuhalten, laden wir alle herzlich ein. In erster Linie sind es ja die Sänger. Unser Motto soll sein: „Singet dem Herrn!"

Werte Dirigenten, Sänger und andere Freunde, wir rechnen bestimmt auf Euer Erscheinen, ob von nah oder fern. Auch den Musikanten werden wir Zeit und Gelegenheit zum Dienen geben, und laden somit auch diese herzlich ein, teilzunehmen.

Wir möchten etliche Lieder mit allen Sängern zusammen singen, bitten daher die Dirigenten, selbige zu Hause einzuüben. Es sind: „Mose Lobgesang", „Lobe den Herrn, meine Seele", Liederperlen 1Teil, Nr. 65, und für den Männerchor „Wohl dem", Liederp., 2 Teil, Nr. 71.

Wer diese Lieder nicht hat, der melde sich bitte gleich bei mir, ich schicke sie ihm zu.

Das Sängerfest findet bei Geschw. Ratzlaffs auf der Farm statt. Essen bringe sich bitte jeder mit. Kochendes Wasser wird genügend zu haben sein

Im Auftrage unserer Gruppe,

Korn. H. Klassen.

Adressenwechsel.

Früher: Plum Coulee, Man., Box 116; jetzt: Box 131, Winkler, Man.

Aron J. Sudermann.



Frau Peter Regier.

Todesnachrichten.

Frau Peter Regier,

geb. Katharina Wiens, gibt in ihren persönlichen Aufzeichnungen folgende Daten und Begebenheiten aus ihrem Leben (geschr. bis 1934).

Ich bin den 20. März 1859 geboren in dem schön und malerisch gelegenen Städtchen Berdjansk, am Strande des Asowschen Meeres gelegen, im Rücken geschützt von einem Berge. Es war dieses der einzige Wohnort meiner Eltern seit Beginn ihrer Ehe in 1845 bis zu ihrem Tode. Sie waren Nikolai J. Wiens und Margaretha, geb. Janzen. Als jüngste der fünf Töchter genoß ich daheim eine sonnige Kindheit. Doch als ich 7 Jahre alt war, zog ich mir durch Erkältung ein schweres Augenleiden zu. Ich war fünf Jahre unter ärztlicher Behandlung, zuerst in Melitopol, dann in Charkow und zur letzten Kur 6 Monate lang in Odessa, natürlich immer in Begleitung der Mutter oder Schwester. Nur durch die Hilfe des Herrn und der opferwilligen Liebe der Eltern wurde mir das Augenlicht erhalten. Die lieben Eltern haben keine Mühe und Unkosten gespart und bis in meinem letzten Tag hinein bin ich ihnen und Gott dafür dankbar geblieben.

Infolge der kranken Augen habe ich alle jene Jahre die Schule versäumen müssen. Doch auch darin versuchten die Eltern es mir möglich zu machen, das Versäumte nachzuholen. Da ich stets mit der Mutter daheim war, so hatte sie so recht Muße, sich meiner besonders anzunehmen. Ihr Bestreben war, mich zu unterweisen, in allen Lagen des Lebens dem Herrn zu vertrauen. Ich hatte eine gute Mutter und immer, bis in mein hohes Alter, war es mein Wunsch: Ach, könnte ich sein, wie meine Mutter war! Aber leider, leider war ich so ganz anderer Natur. Als ich 15 Jahre alt war, schloß sie für immer ihre Augen.

Es war anno 1874, als ich nach tiefernsten Unterweisungen von unserm Aeltesten Bernhard Sudermann die heilige Taufe empfing, kurz vor seiner Abreise nach Amerika. (Whitewater, Kansas).

Den 11. Jan. 1877 trat ich in die Ehe mit Heinrich P. Bahmann, auch von Berdjansk. Die ersten drei Jahre wohnten wir in Rudnerweide. Dann zogen wir zurück nach Berdjansk, wo wir unser Heim hatten bis 1892. Lebten dann einige Jahre auf einem Gut und dann in Schönfeld. Dann zogen wir 1903 im Herbst

nach Amerika. Die Veranlassung zur Abwanderung gab unser Sohn Nikolai, der einige Jahre in Amerika auf der Schule gewesen. Mit unsern sieben Kindern suchten wir eine neue Heimat in der weiten Ferne und Fremde.

Den ersten Winter verlebten wir in Mountain Lake, Minn., wo liebe Verwandte uns begrüßten.

Den 5. Juni 1904 kamen wir von Minnesota nach langer, beschwerlicher Reise in Rosthern, Sask., an. Es war das Frühjahr, als die großen Ueberschwemmungen waren, die viel Aufenthalt auf der Reise verursachten.

Wenn ich jetzt auch die 30 Jahre zurückschaue, sehe ich viel Freude und Leid. Auf der von uns gekauften Farm, halbwegs zwischen den jetzigen Städtchen Waldheim und Laird, kaum einigermaßen eingerichtet, wurden unsere Hoffnungen auf ein glückliches Leben bald getrübt, indem mein Gatte krank wurde und schon im Juni 1906 abgerufen wurde. Fremd unter Fremden hatte der Herr unsere Hoffnungen und Pläne vereitelt.

Elf Kinder sind uns geboren. Vier davon sind noch in der alten Heimat zur Ruhe gebettet und drei sahen wir hier von uns scheiden. Von diesen ging die sechsjährige Tina, des Hauses Sonnenschein, meinem Gatten schon 5 Monate vor seinem Tode voran in die Ewigkeit. Das war der erste große Schmerz in Canada, dem noch viel bittres Trennungsweh gefolgt ist.

In 1911 starb unser Schwiegersohn Peter Dyck, einige Monate später seine Frau, unsere Tochter Anna, zwei Waislein hinterlassend. Meine Kinder flogen aus, eigene Nester zu bauen. Ich verlegte meinen Wohnort nach Rosthern, wo ich neun Jahre gelebt habe.

Im September 1912 trat ich in die 2. Ehe mit Abraham Dyck, dem verwitweten Schwiegervater unserer Anna. Doch nur ein Jahr und 8 Monate war es uns vergönnt, Freude und Leid miteinander zu teilen. Durch einen plötzlichen Tod nahm ihn der Herr von meiner Seite. Einsamer als das erste Mal, als ich noch die vielen erwachsenen Kinder um mich hatte, blieb ich zurück.

Drei Monate später kam die Nachricht von Battleford, daß mein Heinz, der dort in einer Bank arbeitete, die stolze Hoffnung meines Alters, in der Blüte seiner Jugendkraft, 23 Jahre alt, seinen Tod in den Fluten des kalten Saskatchewanflusses gefunden hatte. Wie schrie das Mutterherz in bangem Schmerz!

Den 3. Februar 1916 wurde ich die Gattin des Aeltesten Peter Regier, dem verwitweten Schwiegervater meines nun einzigen Sohnes. Er holte mich aus meinem sehr still und einsam gewordenem Heim in Rosthern zu sich nach Tiefengrund, wo sein Heim unser Heim wurde, wo seine und meine Kinder gern als unsere Kinder einkehrten.

Ueber neun Jahre durften wir uns gegenseitig eine Stütze sein und Freud und Leid teilen. Im April 1925 löste der Herr auch diesen Bund und wieder sah ich mein Liebstes in die kühle Gruft betten. Die Tannen, die er einst vor 40 Jahren gepflanzt, sie rauschen weiter, und ihr Rauschen war mir wie das Echo meines wunden Herzens.

Bis 1929 lebte ich mit „unsern" Kindern Johannes N. Friesen und Wanda (Regier) in unserm lieben Heim in Tiefengrund weiter. Dann zog ich nach Laird, wo ich mit meiner Enkelin Anna Dyck, die seit 1913 bei mir ist, ein stilles, oft zu stilles Heim bewohnen.

Wenn ich zurückschaue auf die 75 Jahre meiner langen Wanderschaft, merke ich: Der Weg war weit, doch manche Blumen durfte ich am Lebenswege pflücken, trotzdem viele Pläne und manche Hoffnungen scheiterten und nie zur Ausführung kamen. In allen Lagen, in allen Stürmen, war der Herr getreu. Er hat mich getragen mit schonender Geduld. Er weiß die Banden zu lösen, die uns an das Leben fesseln und die Sehnsucht, heimzukommen, zu stärken.

Daheim, o welch ein schönes Wort!
Daheim, o welch ein lieber Ort!
Daheim, wie gerne möcht ich sein,
Um ewig bei dem Herrn zu sein!
Hier ist für mich des Bleibens nicht;
Mein Blick bleibt himmelwärts gericht't.
Nein, hier in diesem Tränental
Ist nicht des Pilgers Ruhesaal.

Die letzten Tage.

Vor etwa einem halben Jahre riet ein Arzt in Saskatoon, Mutter nicht allein zu lassen, da sie möglicherweise eines plötzlichen Todes sterben könne. Vor drei Jahren hatte sie einen Schlaganfall und seither ist sie leidend gewesen. Sie hatte dauernde Schmerzen in den Därmen, doch hielt sie sich mehr oder weniger aufrecht.

Dienstag, den 19. Mai, war sie unter schwerem Hustenanfall erwacht. Sie hatte großes Unbehagen im Leibe, es folgten schwere Erbrechungen. Die Schmerzen wurden unerträglich. Anna versuchte alles in ihrem Vermögen Stehende zur Linderung der Not. Frl. Teske, Mutters Nachbarin und vieljährige Pflegerin, ließ Dr. Penner von Rosthern rufen. Derselbe stellte fest, daß das heftige Leiden in den Därmen seinen Sitz habe, Gedärmverschlingung — wahrscheinlich aber Dickdarmkrebs.

Da Mutter sich der Nähe des Todes bewußt war, verzichtete sie auf weitere eingehende Untersuchungen, auch wünschte sie nicht, zum Hospital gebracht zu werden. Sie hatte mit dem Leben schon Abrechnung getan. Sie hörte die Stimme: „Der Meister ist da und rufet dich!" Sie war fertig, dem Rufe zu folgen. Es war ersichtlich, daß die Lebensuhr die letzten Schläge schlug.

Ihre Enkelin Anna Dyck, welche 23 Jahre lang die Leiden und Freuden der Großmutter getreulich geteilt, war stets um sie her; desgleichen ihre Kinder und Großkinder, welche fast alle in der Umgegend von Laird wohnen. Ihr Sohn, N. W. Bahnmann, Sardis, B. C., welcher im Reisepredigtdienst der Allgem. Konferenz der Mennoniten von Nord-Amerika steht, wurde wiederholt telegraphisch benachrichtigt von dem nahe bevorstehenden Tode seiner Mutter, konnte aber erst Donnerstag erreicht werden.

Mittlerweile wiederholten sich die Erbrechungen und starke Schwellungen traten ein, sowie vollständige Stockung der Darmtätigkeit. Sie wartete unruhig auf ihren Sohn und als derselbe Freitag abends von Swift Current, Sask., kommend eintraf, wurde sie ruhig und erwartete seither mit stiller Ergebung, ja mit freudiger Spannung ihren Heimgang. Alle Schmerzen waren fort.

Die letzten 30 Stunden ihres Lebens waren herrliche Taborsstunden sondergleichen für sie und ihre Kinder. An ihrem Lager wurden die alten Lieder gesungen, welche aus himmlischen Sphären stammen und himmlische Atmosphäre im Sterbezimmer schaffen. „In Jesu ist Ruh, da hab' ich die Freistatt gefunden!" „Ist's auch eine Freude, Mensch geboren sein?" — „Ich möchte heim!" „Es erglänzt uns von Ferne ein Land." — „Wo findet die Seele die Heimat, die Ruh'?" — „Laßt mich gehen!"

Aus jedem Liede sang die Schwerkranke ganze Strophen laut mit. „Ich habe manch ein Lied gesungen in meinem Leben", sagte sie unter anderm und „soviel Liebe, soviel Liebe! Ach, ihr seid schon alle so müde, meinen Tod zu erwarten und es dauert so lange."

Als der Sohn ihr sagte, daß viele Rundschauleser auf seinen weiten Reisen ihr Grüße übermittelt, war sie sichtlich erfreut. „Danke, danke! Grüße sie alle, grüße sie herzlich, alle, alle, zum letzten Mal!", erwiderte sie die freundlichen Grüße.

Sie röchelte schwer und stöhnte leise. „Mutter, hast du große Schmerzen?" — „Keine Schmerzen, nein, keine Schmerzen!" — „Bist Du müde Mama?" — „Nein, es ist nicht schlimm; es ist nicht schwer!" Immer wieder huschten Schimmer der Verklärung über ihr Antlitz.

Seit ihrem Besuch in Pretty Prairie, Kansas, in 1926, hatte sie ein besonderes Lieblingslied, welches dort damals viel gesungen wurde: „Jesus mein Heiland, in des Herzens Angst und Weh', wenn ganz verlassen, nirgends Hilf' ich seh', dann komm Du, Herr Jesus, reich' mir Deine liebe Hand; führe mich hinüber, heim ins Vaterland", und dann zu drei Versen der Chor: „Jesus, mein Retter, meine einzige Hoffnung Du, durch Sturm und Wetter bringe mich zur Ruh'!" — Es wurde ihr von Wanda gesungen und Wort für Wort verfolgte sie mit bebenden Lippen und wiederholte wieder und wieder: „Jesus, mein Retter!"

So ebbte ein reiches, inhaltsschweres Leben langsam, bewußt, harmonisch, ohne jede störende Dissonanz zurück in die Ewigkeit, woher es gekommen. „Mein Herr und mein..." hauchte sie. Dann wiederholte sie einigemal: „Was willst Du, Herr, daß ich noch tun soll?" Einigemal auch zitierte sie: „Geduld in Leiden, gibt Himmelsfreuden!" — „Wüßtens doch die Leute, wie's beim Heiland ist!" — „Tod, wo ist dein Stachel, Hölle, wo ist dein Sieg?" — „Wie schön hab ich es, wie schön! Kein Mensch kann es besser haben!" — „Soviel Liebe! Soviel Liebe!" — Kennst Du uns, Mama? wurde gefragt. Ein verwundertes, doch sehr bestimmtes „Ja, ich kenne Euch!", als ob es irgend wie anders sein könnte, daß sie uns alle auch im Sterben noch kenne. Sie grüßte Meta, die Schwiegertochter in der Ferne. Die Zunge wurde schwer, die Augen schlossen sich öfter. „Grüßt Tante Günther (Sardis, B. C.), und Nikolai Rempel (Lockwood, Sask., ihr ältester Neffe und Jugendgefährte, der mit ihr zusammen im großelterlichen Hause erzogen wurde), und viele, viele andere!"

Die Brust hob und senkte sich schwer. Als die Hoffnung ausgesprochen wurde, daß „bald ja bald" alles Weh überstanden sein würde, sagte sie so lebensfrisch, so voller froher Erwartung, so jugendfrisch, mit einem überaus seligen Blick auf ihr Kind vor sich: „Wer weiß, wie lange es noch dauern kann?", ganz einem Kinde gleich, welches mit Sehnsucht und Ungeduld wartet am Weihnachtsmorgen, daß die Tür zu allen Bescheerungen und Herrlichkeiten geöffnet werde.

Außer der Schwiegertochter Frau Bahnmann waren alle Kinder und Schwiegerkinder zugegen und die meisten Stiefkinder und Angehörige derer Familien. Am Sonnabend Abend, 9 Uhr, hatten wir einen gemeinsamen Gottesdienst. Wir lasen den 121. Psalm. Lispelnd wiederholte die Sterbende viele Worte desselben. Wir sangen zum Schluß das Lied: „Gott mit uns, bis wir uns wiederseh'n!" Wir nahmen Abschied von ihr und alle zogen sich zurück, bis auf einige Pflegerinnen. „Mutter, jetzt ruh', Du bist müde!"

Sie schloß die müden Augen — sie ruhte. Um ½2 Uhr Sonntags früh trat plötzlich eine Veränderung im Atmen ein. Alle Kinder, die Schwiegersöhne, die Enkelin Anna, Frl. Teske und Frl. Elise Dörksen umstanden schweigend das Sterbebett.

Auf Flügeln der Morgenröte schwang die Seele sich empor zu den Höhen ewigen Lichtes. Viertel zu 2 machte die Lebensuhr den letzten Schlag: „Sieh, Herr, ich habe nichts verdorben, sie blieb von selber steh'n!"

„Sei stille, sei stille! Wie heilig der Ort,
Die Pforte des Himmels erschließt sich dir dort" —

wo eine fromme Mutter ihre Kinder segnend ihre lange Wahlfahrt beschließt.

Die Verstorbene hinterläßt vier Kinder: Margaretha, Frau P. P. Epp, Laird; Nikolai W. Bahnmann, Sardis, B. C.; Maria, Frau Peter M. Rempel, Laird, und Henriette, Frau W. W. Rempel, Laird; 31 Enkel und 16 Urenkel und 7 Stiefkinder und deren Familien. Der jetzige Senior unserer Familie, Nikolai

**Die
Mennonitische Rundschau**

Herausgegeben von dem
Rundschau Publ. House
Winnipeg, Manitoba

Hermann Neufeld, Editor

Erscheint jeden Mittwoch

Abonnementspreis für das Jahr
bei Vorausbezahlung: $1.25
Zusammen mit dem Christlichen
Jugendfreund $1.50

Bei Adressenveränderung gebe man auch die alte Adresse an.

Alle Korrespondenzen und Geschäftsbriefe richte man an:

Rundschau Publishing House
672 Arlington St.
Winnipeg, Man., Canada.

Entered at Winnipeg Post Office as second-class matter.

Zur Beachtung.

1/ Kurze Bekanntmachungen und Anzeigen müssen spätestens Sonnabend für die nächste Ausgabe einlaufen.

2/ Um Verzögerung in der Zusendung der Zeitungen zu vermeiden, gebe man bei Adressenänderungen neben dem Namen der neuen, auch den der alten Poststation an.

3/ Weiter ersuchen wir unsere Leser, dem gelben Zettel auf der Zeitung volle Aufmerksamkeit zu schenken. Auf demselben findet jeder neben seinem Namen auch den Datum, bis wann das betreffende Abonnement bezahlt ist. Auch dient dieser Zettel unseren Lesern als Bescheinigung für die eingezahlten Lesegelder, welches durch die Aenderung des Datums angedeutet wird.

4/ Berichte und Artikel, die in unseren Blättern erscheinen sollen, möchte man auf besondere Blätter und nicht mit anderen geschäftlichen Bemerkungen zusammen auf ein Blatt schreiben.

Rempel, kam 12 Stunden zu spät, um der Verstorbenen ein letztes „Auf Wiedersehen!“ zuzurufen.

„Wie sie so sanft ruh'n,
Alle die Seligen,
Die mutig kämpfen
Den großen Lebenskampf!“
Ihr letzter Reim war:
„Herr nimm mich wie ich bin,
Ja, nimm mich wie ich bin,
Und führ mich durch das Perlentor
Zur ew'gen Ruhe hin.
Dann ist vergessen aller Schmerz
Und alles Herzeleid,
Das alles bleibt in dieser Welt,
In der Vergänglichkeit.“

Korrespondenzen

Allgemeine Versammlung der Mennonitischen Schulkonferenz zu Gretna, Man.

Wir erinnern noch einmal daran, daß die diesjährige Versammlung der Mennonitischen Schulkonferenz von Manitoba Sonnabend, den 13. Juni, in Gretna tagen soll. Auf dieser Konferenz soll über die Weiterarbeit der Mennonitischen Lehranstalt beraten werden.

Das Programm ist schon früher in den menn. Blättern publiziert worden.

Das Programmkomitee.

Eine Ehrenschuld.

In Nr. 15 ergreift endlich einmal einer das Wort, um für den vielgeschmähten B. B. Janz eine Lanze zu brechen. Warum so spät? Es ist erstaunlich, was Borniertheit gegen Janz, unserem bewährten Helfer in der Not, ausgeschäumt hat. Vornehmlich waren's die Aufsätze von W. K. W. H. Schröder behauptet, Herrn Janz nicht angegriffen zu haben; auch habe ich persönlich nicht den Eindruck gehabt, daß er dieses in besonderer Weise getan.

Gewundert hat mich, daß die zahlreichen Freunde des Angegriffenen mit wenigen Ausnahmen, und auch Herr Janz, so hartnäckig schwiegen, als man nach Art der Gassenjungen über ihn herfiel. Gewiß waren's edle Beweggründe, die sie verstummen machten. Schweigen ist Gold. „Aber nur, wo's hingehört“, fügt jemand hinzu, und danke ich daher H. Kornelsen, daß er die genannte Zurechtstellung wagte. Auch ich habe längere Zeit das Bedürfnis verspürt, dem verehrten Freunde einige Worte des Beileids zu sagen; konnte aber scheinbar nicht gut ankommen. Heute aber glaube ich, anschließend an H. Kornelsens Bemerkungen, ihm, d. h. B. B. Janz, eine kleine Sympathiekundgebung schuldig zu sein.

Herr Janz hat nur einige Aufsätze geschrieben, aber dieses Wenige hat nachhaltigen Eindruck auf mich gemacht, und gewiß auch auf viele andere. Es ging, man möchte fast sagen, um Weltanschauungen. Auf der einen Seite rückhaltslose Hingabe an den Nationalsozialismus, viel Renomieren mit Blutprobe und Friesenmärchen und ähnlichen Dingen, viel Augenblicks- und Menschendienst und Menschenverherrlichung. Das sind Dinge dieser Welt, Schemen, Schattenbilder, welche, wenn die Stürme einherbrausen, vergehen wie die Spreu vor dem Winde. „Habt nicht lieb die Welt, noch was in der Welt ist.“ Ob wohl je in der Geschichte unseres Volkes Mennoniten sich so weit zur Menschenverehrung vergreifen ließen? Oft werde ich in dieser Verbindung erinnert an: „Verflucht ist, wer sich auf Menschen verläßt und hält Fleisch für seinen Arm. Gesegnet aber ist der Mann, der sich auf den Herrn verläßt, und der Herr seine Zuversicht ist“, und „Verlasset euch nicht auf Fürsten; sie sind Menschen und können euch nicht helfen.“ Wie wenig entspricht dieser ganze Rummel der Geistesrichtung bei Mennoniten, die gemäß jahrhundertelanger Tradition unter einer gottseligen Regierung still ihres Glaubens leben und zuerst nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit trachten, und sich vor der Welt unbefleckt halten wollten und wollen.

B. Janz hat, wie gewiß sonst keiner unter uns, unser Volk am Rande des Abgrundes gesehen und gefühlt, daß eine höhere Hand ausgereckt werden mußte, um uns zu retten, und haben wir daher auch von ihm in erster Linie Worte der Wahrheit zu hören, dessen bin ich fest überzeugt.

Ich danke Herrn Janz, daß er in diesen und ähnlichen Fragen unsere Gewissen geschärft, daß er, mit seltenem Weit- und Tiefblick die Lage überblickend, befreiende Worte besonders über unsere Stellung zu den englisch-sprechenden Mennoniten in den Staaten gesagt hat. Es sind mir, nebenbei gesagt, jene Brüder nur noch lieber geworden. — Und danken will ich's ihm, daß sein Deutschtum gewiß besser (weil echter) als jener Maulhelden von Ueberse ist, und daß er die deutsche Sache unter uns nicht verloren gibt. Und danken will ich ihm, daß er treu seine Stimme erhoben hat gegen fremde Ueberhebung, um von der Wahrheit zu zeugen, und ich bin froh und gewiß, daß sein Wort nicht auf die Erde fallen wird. Und danken will ich, daß er in schwerer Stunde für uns sein Leben riskierte, und daß wir nun ein freies Leben führen dürfen. (Wenn die Freunde von Uebersee einmal in die Versuchung kämen, das Leben für uns einzustellen, dann würden sie dochwohl wieder schleunigst die Notleine ziehen). Und froh bin ich, daß wir nicht fortwährend von einer „Blutprobe“ schwatzen brauchen, sondern daß wir von einem Blute wissen, daß ins ewige Leben weist. Es ist also unschwer zu unterscheiden, auf welcher Seite die Wahrheit ist. — Ja, so wichtig sind mir die Artikel von B. Janz gewesen, daß ich sie wie Marksteine in der Geschichte unseres Volkes angesehen habe.

Es ist seit einigen Jahren ein Kampf unter uns entbrannt um gewisse Güter. Auf der einen Seite ist es der nationale, völkische Gedanke, genauer der deutsche Nationalsozialismus (was haben heimatlose, über den Rund der Erde wandernde Mennoniten damit zu tun?), auf der andern Seite dagegen d. Gemeindeprinzip — die Reichsgottesidee. Die völkische Orientierung hat gewiß ihre Berechtigung (ist vielleicht sogar geboten); bedauerlich ist nur, daß sie sich auf Kosten der Reichsgottesidee auszuwirken droht. Wir sind in der Geschichte vornehmlich als Mennoniten bekannt. Als im Jahre 1918 in der Stadt Alexandrowsk „der Verband deutscher Bürger“ konstituiert wurde, da trat besonders einer unserer Vordermänner für den Zusatz „und Mennoniten“ ein. Ob dieser Herr heute, wenn er amerikanischer Bürger wäre, dasselbe tun würde? Mir, dem Bürger und Mennoniten von Nord-Amerika ist „Gemeinde Gottes“ (wie Mennoniten sich zu nennen pflegen) mehr als der deutsche Nationalsozialismus. Man wird mir entgegenhalten, daß beide nicht notwendigerweise einander ausschließen. Bei richtiger Einstellung zwar nicht, aber wir verstehen scheinbar auch hier nicht recht, zweien Herren zu dienen. Ich freue mich zu glauben, daß die Rechte des Herrn den Sieg behalten wird.

R.

Zur Erstaufführung des Passionsoratoriums. „Das Sühnopfer des neuen Bundes“ komponiert von Carl Loewe.

Wie schon bekannt gemacht, wird der Chor des Jugendvereins der Schönwieser Gemeinde Gruppe Winnipeg dieses Oratorium am Donnerstag den 18. Juni 8:15 abends in der Kirche der deutschen Baptistengemeinde zu Winnipeg, Ecke McDermot und Tecumseh Street, aufführen. Das Oratorium, das hier in Canada zum erstenmale gesungen wird dort in der Passionszeit immer wieder aufgeführt. Es ist für Dirigenten und Gesangliebhaber sicher von Wert ein größeres Tonstück des viel zu wenig beachteten Komponisten zu hören. Der Chor und der Dirigent, J. Konrad, bekannt durch die Aufführung des „Elias“ von Mendelsohn, die auch in der Winnipeger Free Preß eine sehr wohlwollende Kritik erhielt, haben auch jetzt weder Zeit noch Mühe gespart, den Anforderungen des Komponisten gerecht zu werden.

Gerade in unserer Zeit ist es doppelt zu begrüßen, wenn unsere Kirchenchöre zusammenhalten und ein Stück einüben, in welchem „Das Sühnopfer des neuen Bundes“ in seiner göttlichen Größe vor Augen geführt wird. Es beginnt mit der Szene am Grabe des auferweckten Lazarus, wo Stimmen aus dem Volke fragen: Wo find ich ihn, der meiner Augen Licht mir wiedergab; wo find ich ihn, der die verdorrte Hand am Sabbat mir gesund gemacht; wo find ich Ihn, der mir den Lohn erhielt, da schon geöffnet war sein Grab? — Gesungen von Bariton, Tenor und Soprano. Ein Doppelquartett antwortet: „Er, den Ihr suchet, Er ist hier....“, worauf der Chor mit dem schönen Choral einfällt: „Gegrüßt sei der Fürst des Lebens.“ Dann kommt die Salbung zu Bethanien mit der Arie für Soprano: „Jesu, treuster Seelenfreund.“ Mit der Einsetzung des h. Abendmahls und dem Lobgesang der Jünger, für Männer- und gemischter Chor: „Lobet den Herrn alle Heiden“, Psalm 113, schließt der erste Teil.

Der zweite Teil enthält die Gefangennehmung und das Gericht vor Kaiphas und Pilatus. Immer wieder beteuert Pilatus, daß er keine Schuld finde an Jesum, aber immer stürmischer und drängender fordert das Volk seine Verurteilung: „Nicht diesen, sondern Barabas; ans Kreuz mit ihm, sein Blut komme über uns und unsere Kinder.“ Der Traum der Gattin des Pilatus in der Arie für Soprano: „Laß, o Pilatus, dich erbitten, schenk nicht der Bosheit deine Hand.“ In ergreifender und volkstümlicher Weise hat der Komponist das alles vertont. Mit der Arie für Soprano: „Ach seht, der allen wohlgetan“, und dem Choral: „Ein Lämmlein geht und trägt die Schuld“, schließt der 2. Teil.

Der Weg nach Golgatha, die Kreuzigung und der Tod Jesu ist der Inhalt des dritten Teiles. Er beginnt mit der vorwurfsvollen Klage des Simon von Kyrene (Arie für Tenor): „O welch ein Anblick! Auf den wunden Schultern trägt Er das schwere Marterholz den Berg hinan“, worauf der Chor mit den wütenden

Ausrufen der Feinde Jesu einfällt: „Hört den Simon von Kyrene, trag er selbst das Kreuz Ihm nach", und die Antwort des Simon: „Ihm, der allen Gnad erwiesen, Ihm, dem Beter in Gefahr, diesem König ohnegleichen trag ich gern das Marterholz, ladet eures Undanks Zeichen, mir denn auf, es sei mein Stolz!"

Ergreifend klingt dann der Klagesang der Töchter aus Zion, vom [Fra]uenchor gesungen: „Fließet, ihr unaufhaltsamen Tränen."

Es würde zu weit führen, das Ganze zu beschreiben. Erwähnt seien noch, die Arie für Soprano: „Sein Auge, das mich angeblickt voll Gnaden, Sein mitleidsvolles Auge bricht", und die Grablegung im Garten des Joseph zu Arimatia, die ergreifend in einem Duett für Tenor und Bariton geschildert wird: „So ruhe denn, und Schlaf in Frieden, Du Fels des Heils im Felsen hier; ein Dornenkranz ward Dir hienieden, dort bringen Engel Palmen Dir", worauf der Chor in dunkeln Mollakorden einstimmt: „Es wird gesäet verweslich, und wird auferstehen unverweslich", die sich dann in helle, jubelnde Dur-Akkorden auflösen, in dem gewaltigen Schlußchor: „Der Tod ist verschlungen in den Sieg."

Lieber Leser, das Kreuz von Golgatha ist und bleibt der Ruhepunkt auch in unserer bewegten Zeit, die Heimat für Heimatlose. Wir hoffen auf einen gesegneten Abend für die Zuhörer und die Sänger. Jedermann ist herzlich willkommen! Ich kann nicht schließen, ohne das schöne Osterprogramm zu erwähnen, daß von den Chören der M. B. G., Nord- und Süd-Ende, in der Nord-End-Kapelle gebracht wurde. Ja, das ist der Zweck unserer Kirchenchöre: Wir wollen nicht aufhören zu singen von dem, was wir glauben und wissen.

Frl. Helen Dojaczek, die als Musiklehrerin gut bekannt ist, und Streichinstrumente werden den Chor am 18. begleiten. Herr Felberg, Prediger der Baptistenkirche, wird die Versammlung begrüßen, Aelt. J. Klassen wird die Einleitung machen und Prediger J. Enns den Schluß. Jedermann ist herzlich willkommen.

Bekanntmachung.

Alle Mennoniten und auch andere Deutschen möchten sich merken, daß wir hier jetzt ein eigenes Postamt erhalten haben und somit alle Korrespondenz nach Black Creek, anstatt, wie bisher, Oyster River, B. C.

J. A. Matthies.

Fest des Deutschen Gesangvereins, Winnipeg.

Wie in der letzten Ausgabe bekannt gemacht wurde, sollte das deutsche Gesangvereinsfest am 18. Juni im Music & Arts Bldg., Ecke Hargrave und Broadway abgehalten werden. Durch besondere Umstände mußte das Sängerfest auf den 24. Juni verschoben werden. Also nicht vergessen, es ist der 24. Juni!

Es ist bereits darauf hingewiesen worden wie notwendig es ist, gerade deutsche Vereinigungen, die es sich zum Ziel steckten, das zu wahren und zu halten, was uns unsere Väter mitgaben, zu unterstützen und deren Veranstaltungen beizuwohnen. Es ist ja nicht das Interesse des deutschen Gesangvereins, nur im Rahmen seiner Mitgliederschaft zu wirken, sondern wir wollen unseren Brüdern und Schwestern von Herzen gerne einige Stunden des Frohsinns bereiten. In der nächsten Nummer wird das Programm bekannt gegeben werden.

Eintrittskarten sind erhältlich bei: Oskar Fiedler, 581 Mein Str., Heinr. Hülsbruch, 613 Main Str. u. Deutsche Buchhandlung 660 Main Str.

Schriftf. d. deutsch. Gesangvereins.

Programm

für die mennonitische Sonntagsschularbeiter-Konferenz am 14. Juni in der Kirche der Menn. Br. Gem., 621 College Ave., Winnipeg.

Vormittag.

Anfang 10 Uhr morgens.

1. Einleitung, H. Schier (5 Min.)
2. Gedicht, (5 Minuten)
3. Ansprache, Pred. J. N. C. Hiebert
4. Lied, (5 Min.)
5. Probelektion, Ag. Dyck (30 M.)
6. Lied von den Sonntagsschullehlehrer (5 M.)
7. Probelektion, H. Klassen (30 M.)
8. Kollekte und Schluß.

Die Mittagspause erstreckt sich von 12 bis 3 Uhr. In diese Zeit fällt die Besprechung der Probelektionen. Auch wird in dieser Zeit im Erdgeschoß der Kirche zu Mittag gespeist werden.

Nachmittag.

1. Einleitung, J. Redekopp (5 Min.)
2. Lied, Männerchor (5 Min.)
3. Referat „Der Unterrichtsstoff in den verschiedenen Klassen" von A. Kröker (20 M.)
4. Besprechung des Referats (15 M.)
5. Lied, Männerchor (5 M.)
6. Referat „Wie verlängern wir das Interesse der größeren Kinder für die Sonntagsschule", Pred. Joh. Enns (20 Min.)
7. Besprechung des Referats (15 M.)
8. Mitteilungen, Missionsgeschwister Hieberts.
9. Schluß, Pred C. N. Hiebert.

Alle Sonntagsschulfreunde sind herzlich eingeladen.

Unsere Winnipeger sind gebeten, für den Imbiß genügend mitzubringen, um auch die Gäste speisen zu können.

Der Ausschuß.

Aufgefahren gen Himmel

**Siegreich fährt mein Herr gen Himmel;
Seinen Lauf hat er vollbracht,
Hat der Schlange Kopf zertreten,
Uns erlöst aus ewgen Nöten
Und vertilgt des Todes Macht.**

**Fruchtlos, Satan, ist dein Wüten,
Denn schon wankt dein alter Thron.
Der Dich heute überwunden,
Ist der Mensch voll Blut und Wunden,
Gottes und Marien Sohn.**

**Menschlich ist er aufgefahren,
Angetan mit Fleisch und Blut.
Seine Brüder sind wir Sünder,
Sind durch Ihn des Vaters Kinder,
Teilen einst sein ew'ges Gut.**

**Und mit unsers Fleisches Augen
Werden wir ihn wiedersehn.
Dieser Staub, der bald verweset,
Wird, wenn er die Siegel löset,
Unverweslich auferstehn.**

Max von Schenkendorf 1814.

Wegweiser, Mutter, sollst du sein!

Wegweiser soll du sein, weißt du es schon?
Die Heil'ge Schrift schlägt an den ernsten Ton:
„Mein sind die Kinder, die ich schenkte dir.
Drum weise meiner Hände Werk zu mir!"
Hast du's bedacht? Hast du dich aufgemacht?
Hast du den Herrn zum Führer dir erkührt?
Gehst du schon selbst den Weg, der aufwärts führt
Zu lichten Höhen? Oder bliebst du stehen
im Weltgewühl im Alltagssorgenbann?
Dann klagen deine Kinder einst dich an:
„Wegweiser, Mutter, solltest du uns sein!
Du warst es nicht." — O welche Höllenpein,
Wenn eins so spricht!

Wegweiser sollst du sein! Erzitterst du
Bei diesem Auftrag? Nimmt er dir die Ruh'?
O möchte er die falsche Ruh' dir nehmen!
O möchtest du dich deines Leichtsinns schämen
Mit dem du gingst auf deinen Weg bislang,
Nicht achtend auf der Hirtenstimme Klang:
„Wegweiser, Mutter, zu dem Kinderfreund
Sollst du ja sein!" – Daß keins dereinst erscheint,
Das dort am großen Tage weinend spricht:
„Die Mutter tat sonst treulich ihre Pflicht.
Jedoch den Weg, den selbst sie nicht gekannt,
Den Weg zum Licht, zum ew'gen Heimatland,
Wies sie uns nicht."

Wegweiser sollst du sein! Wohl dir, wohl dir,
Wenn du es bist, wenn selbst du kennst die Tür,
Die enge Pforte, die zum Leben führt
Für alle, die den schmalen Weg erkührt!
Wohl dir, führst du auf diesen Weg die Deinen!
Wohl dir, wird einst der große Tag erscheinen,
An dem des Himmels Pforten offenstehn
Und du im Kreis der Kinder bist zu sehn,
Die du dem Herrn, der segnend auf dich schaut,
Zuführen darfst: „Die du mir anvertraut,
Herr, siehe da! Wegweiser durfte ich
Den Kindern sein; ich wies sie hin auf dich:
Herr, sie sind dein!"

M. Troschke.

Eine traurige Bilanz.

Am zehnten Jahrestage der Gründung des sowjetrussischen Gottlosenbundes fand in Moskau ein Kongreß statt, der die bisher geleitete „gewaltige antireligiöse Arbeit" feierte. In Betrieben, Kolektivwirtschaften und auf den Staatsgütern arbeiten, wie die Moskauer Zeitung „Prawda" in einem großangelegten Jubiläumsartikel angibt, fünfzigtausend Zellen des Verbandes, die etwa fünf Millionen Menschen umfassen, außerdem zähle der Verband noch zwei Millionen „jugendliche kämpfende Gottlose". Mehr als dreißig „Antireligiöse Museen" seien gegründet, zehntausende von Vorträgen seien jährlich veranstaltet worden. Der antireligiöse Verlag gäbe in jedem Jahr bis zu achtzig neue „wissenschaftliche" und populäre Bücher und Broschüren heraus.

Etwas weniger siegesfreudig als dieser Ueberblick der „Prawda" über das zehnjährige Zersetzungswerk klang die Mitteilung des Leiters des Gottlosenbundes auf dem Kongreß, daß trotz intensivster Propaganda vierunddreißig vom Hundert der Bauernschaft an der christlichen Sitte festhalten. Ueber vierzigtausend kleine Gemeinden hätten auch heute noch ihre Kirchen. Man müsse angesichts dieser Tatsache noch durch viel umfangreichere Propaganda versuchen, die Gottlosigkeit weiter auszubreiten. Für diejenigen europäischen Länder, die enge Militärbündnisse mit der Sowjet-Union für angebracht halten, sollte es ein erneutes Warnungssignal sein, daß der Bund kämpfender Gottlosen, wie es auf der Zehnjahresfeier offen ausgesprochen wurde, mit allen Mitteln am Werke ist, mit Hilfe der Linksorganisationen seine Zersetzungsarbeit auch in anderen Ländern zu betreiben.

Reggfields Tochter.

Von Anna von Blomberg

(Fortsetzung.)

Ein flüchtiges Lächeln flog über Marias Züge. „Gut, daß dein Mann das nicht gehort hat," sagte sie. Dann ergriff sie die Hand der Freundin. „Laß mich, Esther, ich habe keine Ruhe mehr. Du weißt ja doch am besten, was es heißt, sich um ein geliebtes Kind ängstigen, und Agnes ist mein einziges, mein alles."

Da schwieg Esther und ließ es sich nun angelegen sein, Maria alle Reisevorbereitungen abzunehmen und sie mit allem auszustatten was die Fahrt so erträglich wie möglich machen konnte.

Nach zwei Stunden brachten beide Elbedings ihren Gast zur Bahn.

„Komm mir nur glücklich heim und werde wieder gesund," sagte die warmherzige Esther und umarmte ihre Freundin unter Tränen. „Und tausend Grüße an Agnes."

„Bitte auch von mir einen Gruß an die Komtesse," sagte der Oberstleutnant, „und vor allem an meinen alten Kameraden Barrnbek."

Als dann der Zug abging und in der Ferne verschwand und Elbeding mit seiner Frau den Bahnsteig verlassen wollten sagte Esther: „Noch einen Augenblick, Lieber; ich habe noch etwas zu tun." Sie machte sich von ihm los und ging nach dem Telegraphenamt,

Ihr Mann folgte ihr und hörte zu seinem Erstaunen, daß sie eine Depesche an Barrnbek aufgab: „Gräfin Maria soeben abgereist; fahren Sie sofort nach Storrinek." „Was soll das?" fragte er verwundert, als sie zu ihm zurückkehrte.

„Ich will nur ein bischen nachhelfen, daß er endlich einmal den Weg zu seinem Glück findet," sagte Esther. „Die Gelegenheit ist so günstig, wie nur möglich."

Elbeding schüttelte den Kopf und lächelte. „Daß ihr Frauen das doch nicht lassen könnt!"

„Ja," erwiderte Esther mit einem Seufzer, „es ist ein wunderlicher Zug in uns. Wir ruhen nicht, bis das Joch, dem wir uns selber gebeugt haben auch andere drückt."

Ihre Blicke trafen sich, und nun lächelten sie beide. Elbeding zog ihre Hand durch seinen Arm und drückte sie herzlich.

„Mancher findet den Weg zu seinem Glück zu spät und schwer," sagte Esther, während sie langsam nach Hause wanderten. „Die Erinnerungen, Werner — nicht immer sind sie ein Paradies, oder es hat ein Perlentor, und Perlen, weißt du, bedeuten Tränen."

Elbeding schwieg und legte nur seine andere Hand die ihre.

„Ich wollte, sie würden glücklich," fuhr Esther fort, „schon um Marias willen. Und es sind so liebe, prächtige Menschen Herr von Barrnbek —"

„Ja," sagte Elbeding, „hat je ein Mann das reichste Glück verdient so ist es mein alter Kamerad."

„Und die kleine Agnes —" sagte Esther. „o Gott, ich wollte, sie würde glücklich."

Sie hatten sich mittlerweile ihrer Wohnung genähert. Die Haustür flog auf, und unter Lachen und Jauchzen sprangen sie den Eltern entgegen: Der Stammhalter, ein schmucker Kadett, die zierliche Serena und noch ein Büblein u. ein Mägdlein. Sie umschlangen die Mutter, daß die nicht wußte, welches sie zuerst herzen und küssen sollte. Und so, von der munteren Schar umringt, betraten Esther ihr Haus. Sie wandte das noch hübsche Gesicht ihrem Manne zu. Die braunen Augen schimmerten feucht. „So glücklich wie ich, Werner," flüsterte sie, „wie ich es unverdienter Weise geworden bin."

Unterdessen sauste der Schnellzugg mit Maria durch das Land. Es ging in rasender Eile. Städte und Dörfer flogen an den Fenstern vorüber, Feld und Wald. Und doch seufzte Maria, daß es nicht noch schneller ging. Vier Stunden mußte sie so fahren, und das ist für ein Herz voll Unruhe eine lange Zeit. Sie dachte an eine andere Fahrt, die sie einst gemacht, wo sie in angstvoller Ungeduld die Bäume gezählt hatte. Auch da war es ein Brief gewesen der sie zur Abreise getrieben, und noch jetzt, nach so vielen Jahren, erbebte ihr Herz, wenn sie an das dachte, was damals ihrer gewartet hatte. Was hatte sie heute zu erwarten? Die Briefe ihres Lieblings hatten sie mit wachsender Besorgnis erfüllt und ihr das Bild des Majoratsherrn von Storrinek deutlich genug vor Augen gemalt. Es hätte der Warnungen des Freundes kaum bedurft, daß man Agnes vor diesem Manne schützen müsse. Maria wußte genau, wie die Sachen standen sie wußte und kannte auch das was Agnes in jungfräulicher Zurückhaltung niemals offen ausgesprochen hatte; sie hatte es keimen und wachsen sehen, halb mit Freude und halb mit Wehmut. Daß sie das geliebte Kind nicht immer für sich behalten durfte, hatte sie sich schon längst gesagt, und wenn sie sie einmal hingeben mußte, dann wußte sie auf dem ganzen Erdenrund keinen Mann, dem sie sie lieber gäbe als eben dem, den Agnes liebte.

Aber Esther hatte ja recht. Agnes brauchte ja nur nein sagen; es konnte sie doch niemand zwingen. Und nun kam sie ja auch und holte sie weg aus der gefährlichen Nähe. Da war wirklich kein Grund, sich so zu ängsten und zu sorgen. Das zeugte von wenig Gottvertrauen. Ach, aber doch — wäre sie nur erst an Ort und Stelle! Vielleicht war es auch nur das kerperliche Unbehagen, das ihr die vier Stunden so gar endlos erscheinen lies. Es wurde ihr immer abwechselnd heiß und kalt manchmal legte es sich wie ein Schleier vor ihre Augen.

Nun, gottlob, auch diese Fahrt nahm einmal ein Ende. Die vorletzte Station war erreicht, und jetzt tauchte in der Ferne der Hügel auf mit dem schönen, alten Schloß. Die Bahn machte hier einen Bogen; man fuhr, wenn auch in beträchtlicher Entfernung, fast um den ganzen Hügel herum, so daß man das Schloß immer vor Augen behielt.

Maria war nicht allein in dem Wagenabteil; es saßen noch zwei Herren darin. Der eine zeigte jeßt nach der ehrwürdigen Burg und sagte: „Wirklich ein Schmuck für die ganze Gegend."

„Ja," sagte der andere; „und wie verlockend es dort liegt! Man sollte meinen, in so schöner Umgebung könnte nichts anderes wohnen, als Glück. Aber wie wenig trifft das hier zu!"

„Ob es wirklich war ist," fragte der erste, „daß gestern —"

„Es ist wahr," erwiderte der andere; „ich weiß es von meinem Freunde, dem Doktor; er ist die ganze Nacht in Storrinek gewesen. Nur an einem Haare hat es gehangen, daß alles aus war."

„Schrecklich!" entgegnete der erste mit einem Achselzucken. Und dann verstummten sie.

Die Station war erreicht. Der Zug hielt. Maria stieg aus. Das Herz schlug ihr zum Zerspringen. Es war also doch ein Unglück geschehen. Aber was —?

„Besorgen Sie mir eine Wagen nach Schloß Storrinek," sagte sie zu dem Gepäckträger, der diensteifrig herankam."

„Wenn Sie aufs Schloß wollen," antwortete der Mann, „der Wagen ist ja schon hier."

Sie folgte ihm durch das Bahnhofsgebäude nach dem Ausgang. Dort hielt eine herschaftliche Equipage. Der Diener stand harrend am Schlage.

„Hat man mich erwartet?" fragte Maria.

„Ob die Dame, das weiß ich nicht," antwortete der Diener. „Wir müssen jetzt zu jedem Zuge fahren; wir erwarten den Herrn Landrat und den Baron Adalbert, und zwischendurch wieder die Aerzte. Wollen die Dame denn zu uns?"

„Zu Komtesse Reggfield," sagte Maria. Und als sie den neugierig forschenden Blick des Dieners bemerkte, der immer noch zweifelhaft schien, ob er der Fremden das Einsteigen erlauben dürfe, setzte sie kurz hinzu: „Gräfin Vironesa."

Nun riß er den Hut vom Kopf und verbeugte sich tief, und der Wagenschlag flog auf. Maria stieg ein. In scharfem Trabe ging es nach dem Schlosse.

Nach einer Weile wandte der Diener sich um. „Es geht etwas besser heute," sagte er.

„So ist jemand krank?" fragte Maria und zitterte, welche Antwort sie erhalten würde.

„Ja so, gnädigste Gräfin wissen noch nichts," bemerkte der Diener. „Unser gnädiger Herr ist krank."

Maria schauderte zusammen.

„Aber es heißt ja, er wird doch mit dem Leben davonkommen," fuhr der Diener fort.

Sie antwortete nicht; sie preßte die Hände zusammen und sah nach den stolzen Zinnen. Diese letzten Minuten wurden ihr zu einer Ewigkeit.

Nun rollte der Wagen durch das Tor auf den Hof und hielt vor dem Portal. Da oben, an einem der Fenster wurde ein Frauenkopf sichtbar und verschwand wieder. Maria sah das flüchtig. Sie hatte kein Auge für die Vorkommisse um sie her und noch weniger für das Schöne und Ehrwürdige des Ortes. Alles, was sie empfand, war eine herzbeklemmende Angst.

Dann stieg sie hinter dem Diener die Treppen hinauf, und nun stand sie allein in einem Zimmer und wartete. Doch nicht lange.

Zur Seite öffnete sich eine Tür. Eine elegante Dame kam herein und eilte mit ausgestreckten Händen auf sie zu. Maria erkannte den Kopf, den sie vorhin am Fenster gesehen hatte. „Gräfin Maria!" rief die Dame. „Welche Freude für Agnes!" Sie drückte ihr die Hand und verneigte sich zugleich anmutig. „Sie kennen mich nicht? Ich bin Erika. Dem Namen nach bin ich Ihnen gewiß bekannt."

Maria nickte und raffte sich zu einigen höflichen Worten auf. Aber eine Frage wollte nicht über ihre Lippen.

„Welche Freude für Agnes!" sagte Erika wieder. „Ich will es ihr sogleich mitteilen." Und damit huschte sie hinaus.

Wieder stand Maria allein und wartete. Ein Gefühl eisiger Kälte kroch ihr zum Herzen hinauf, daß sie erschauerte. Sie tastete mit der Hand nach einer Stütze.

Und jetzt öffnete sich abermals die Tür. Jemand kam herein, langsam, müde — ja, das war Agnes. Lag es an dem Flimmern vor ihren Augen, daß sie sie so verändert fand?

„Du kommst zu spät, Tante Maria," sagte das Mädchen mit klangloser Stimme. „Ich bin Karl Sigismunds Braut."

Die Füße trugen Maria nicht mehr, sie sank auf den Sessel nieder, und nun war Agnes neben ihr, schmiegte sich an sie, und ihre zitternden Arme umschlangen das geliebte, blonde Haupt. „Agnes — um Gotteswillen — durftest du das?" fragte sie angstvoll.

„O still! still!" flüsterte Agnes. „Du bist ja bei mir. Tante Maria, du hälst mich, wie einst, und wenn ich die Augen schließe, dann kann ich denken, daß alles nur ein Traum ist."

Es verging eine stille Minute. Man hörte nur das leise Atmen der beiden. Dann erhob Agnes den Kopf. „Aber es ist kein Traum, Tante Maria, es ist wahr, ganz wahr."

„Wie durftest du —?" fragte Maria wieder.

Ein schmerzliches Zucken flog über die Züge des Mädchens. „Er hat mich ja nicht begehrt," murmelte sie. „Ich habe umsonst auf ihn gewartet, Gott allein weiß, in welcher Qual." Sie wandte sich um und trat an das Fenster. „Es ist vorüber, Tante, rühre nicht mehr daran; ich darf jetzt nicht mehr an ihn denken, ich bin die Braut eines andern."

Wieder verging eine lange Minute.

„Und wie willst du das ertragen?" fragte Maria dann leise, fast scheu.

Agnes kam zurück und kniete bei ihr nieder. Sie legte die gefalteten Hände in ihren Schoß und sah sie an mit den großen, dunkeln Augen, mit Serenas Augen. „Du hast mich den kennen gelehrt, Tante Maria, durch den wir alles vermögen," sagte sie.

Schweigend preßte Maria sie an sich. „Erzähle mir wie es gekommen ist," bat sie nach einer Weile.

Und so, an sie gelehnt, erzählte Agnes mit stockenden Worten und oftmals versagender Stimme, was sich mit Flammenzügen ihrer Seele eingebrannt hatte. „Konnte ich anders?" fragte sie am Schlusse und schlug wieder ernst und groß die Augen zu ihr auf.

„Ich weiß es nicht," sagte Maria beinahe fassungslos „Ach, mein armes, armes Kind!"

Fortsetzung folgt.

***

— **London.** Der lange Besuch den der italienische Botschafter Dino Grandi dem englischen Außenminister Eden abstattete, stellt nach Ansicht englischer Beobachter einen neuen Versuch dar, die Spannung zwischen England und Italien zu mildern.

Die Beichte des Lindenbauern.

Der Wintersonntag ging zu Ende. Draußen fing's schon an zu nachten; der Regen klatschte an die Läden, Schneeflocken mischten sich in die nasse Flut, und ein unbändiger Sturm jagte um das Haus. Wer von zu Hause fort war, dem konnte es Angst sein ums Heimkommen. In der Stube, in der Pfarrer und Aelteste aus dem Städtchen im Tal und aus den Dörfern in der Runde dicht gedrängt saßen, war es auch düster geworden; dennoch ging das Rundgespräch lebendig weiter, grad, als ob im Dämmer besser sinnen wäre. Es war die Frage gestellt: Was erwarten die Laien von der Kirche? Wer da Forderungen stellen wollte, der mußte sich immer selber zuerst die Frage vorlegen, was Kirche sei. Nun aber schien es, als käme man zu Ende; es war mancherlei gerügt worden, und manche Forderung war an die berufenen Diener der Kirche herangetragen worden.

Da stand langsam und bedächtig der Lindeckbauer auf, ein Mann in den sechziger Jahren. Er hatte bisher geschwiegen; einem alemannischen Bauer liegt das Herz nicht auf der Zunge, erst recht nicht, wenns um die tiefen und stillen Fragen des Glaubens geht. Darüber nachsinnen, das tut er oft; aber Reden und Sinnen sind zweierlei; und es muß schon ein starkes Erleben sein, wenns in Worten einmal von innen nach außen durchbricht. Aber nun holte der Lindeckbauer Atem, tat eine Handbewegung, als wolle er allerlei Hemmnisse wegräumen und begann:

Ich muß auch noch ein Wort sagen: Wir dürfen nicht allein auf die Kirche warten, wir dürfen nicht alles von der Kirche erwarten. Wir müssen selber anfangen und zwar bei uns; da muß es immer anfangen. Die Sache geht uns selber an; wir müssen uns selber aufs Korn nehmen, denn die Kirche, das sind wir doch zu einem guten Stück selber. Darum, wenn wir von der Kirche reden und an sie Forderungen stellen, so treffen diese Forderungen auch uns selber. Wir sind der Ackerboden, in dem das Wort keimen und Frucht tragen soll, das die Kirche aussät. Der Acker kann nicht anders, als nach seiner Art Frucht bringen. Der Mensch aber hat einen Willen und kann sich entscheiden; er kann hören, er kann sein Herz auch verschließen. So ganz sich verschließen, das wollen viele nicht; aber ihr Fehler ist der, daß sie meinen, sie wären recht, und wenns etwa fehlen sollte, so läg's am Samen oder am Sämann, aber nicht an ihnen; und weil sie so denken, bleiben sie ein unfruchtbares Land. Lüget, ich bin 25 Jahre alt worden, bis das Leben bei mir durchgebrochen ist. Ich hab immer gemeint, ich sei recht, und es könne mir niemand etwas nachsagen, es könne nit fehlen, und unser Herrgott müßte mit mir zufrieden sein. Ich hab in den Augen der Menschen auch nit grob gefehlt. Ich bin zum Heer eingerückt, bin ein ordentlicher Soldat gewesen und bin gesund an Leib und Seel heimgekommen. Mit 25 Jahren hab ich auf den Lindeckhof geheiratet. Und dann haben wir 25 Jahre gewercht und geschafft. Ich hab nichts anderes gekannt als die Arbeit und meinen Hof, und ich hab gemeint, das sei rechtschaffen. Ich hab keinen Streit gesucht, ich hab nicht gestohlen und keinen Markstein versetzt; aber ich hab geschuftet Sonntag wie Werktag. Ich bin wochenlang nicht aus den Werktagkleidern gekommen; ich hab gemeint, es sei verlorene Zeit, wenn man zur Kirche ginge. So hab ich verlernt, nach Gott im Himmel zu fragen, und da wurde der Besitz über mich Herr. Bei dem Schaffen war bald keine Freude mehr. Ich bin neidisch worden auf die Nachbarn, die Feierabend hatten und Feierabend hielten, die nicht halb so schwer in den Sielen hingen und denen doch das Gut über Nacht wuchs. Da hab ich mit Gott gehadert, da ist der Haß in mir groß geworden gegen alles, was fromm war und nach Gott fragte. Wenn der Pfarrer gegen den Hof gekommen ist, bin ich davongegangen; ich hab die frommen Sprüche nimmer hören wollen. Wenn das Weib zum Kirchgang mahnte, hab ich sie an die Arbeit gewiesen. Es ist lang keins mehr vom Hof ins Dorf gegangen, wenn am Sonntagmorgen die Glocken zusammengeläutet haben. Ich habs verzwingen wollen ohne Gott. Mein Weib hat mir oft zureden wollen, ich soll vom hohen Roß heruntersteigen, aber ich bin nur giftiger geworden. Wir haben oft Streit miteinander gehabt, und sie hat zuletzt kein Wort mehr sagen dürfen. So sind wir nebeneinander hergegangen wie zwei Stückle Vieh, jedes in seinem Joch. Es war kein Leben mehr; ich war an Leib und Seel zerschunden und hab nimmer gewußt, was anfangen. Ich hätt's ja wissen können, daß der Mensch nicht vom Brot allein leben kann, ich hab das auch einmal in der Schule gelernt gehabt; aber dem Menschen in seinem Hochmut und Eigensinn ist ja nicht zu helfen. Und es ist eine Sylvesternacht kommen, da bin ich vom Hof fortgelaufen und hab nicht gewußt, wie ich mir das Leben nehmen wollte. Aber wisset, in jener Nacht hat's meine Frau wie nie zuvor zum Beten getrieben, daß sie in der Stube hingekniet ist und hat aus ihrer Angst und Not zu unserm Heiland geschrien. Und ihr Gebet hat mich vor der größten Sünde bewahrt. In der Nacht haben wir auch wieder miteinander geredet. Es ist allemal gut, wenn man von seiner Not reden kann. Ich hab auf mein Weib gehört und bin am Neujahrsmorgen in die Kirche gegangen. Ich hab mich geschämt und hab gemeint, alle Leute müßten auf mich schauen. Zehn Jahre habe ich mich nicht geschämt, daß ich nicht zur Kirche gegangen bin. So verkehrt sind wir Menschen. Ich war froh, als ich endlich in meinem Kirchenstuhl saß; aber da fing meine Not erst recht an. Der Pfarrer hat eine Predigt gehalten, die war auf mich gespitzt. Der Text war: „Leget von euch ab den alten Menschen, der durch Lüste im Irrtum sich verderbt." Da wurde mein ganzes Leben dargelegt. Wie in einem Bilderbuch wurde Seite um Seite gewendet, und nichts wurde übergangen. Ich habe erst aufbegehren wollen gegen den unverschämten Pfarrer, der mich vor allen Leuten durchhechelte; aber je länger je mehr hab ich ihm recht geben müssen, denn er hat das Elend aufgezeigt, in dem jeder steckt, der ferne ist von Gott. Und wie er an den zweiten Teil gekommen ist: „Ziehet den neuen Menschen an", und der Vater ging dem verlorenen Sohn entgegen, und Gottes Gnadensonne schien, und alle Last war abgetan, und alle Schuld ist vergeben, da hab ich nimmer nach den Leuten und nicht nach dem Pfarrer gefragt. Da hab ich mir die Augen wischen müssen und hab nur immer denken müssen: ja, wenn das möglich wäre, heimzukehren und mit Gott noch einmal anfangen, ich wollte ja so gern.

Da bin ich von meinem hohen Roß heruntergestiegen; ich hab auch wieder Umgang mit frommen Menschen gesucht; ich bin auch wieder in die Kirche gegangen; aber gut war es noch lange nicht mit mir. Da hab ich einem Alten, zu dem ich Vertrauen gehabt habe, meine Not geklagt, und der hat mir einen Rat gegeben, für den ich ihm immer dankbar bleibe. Du mußt deine Last unter dem Kreuz ablegen. Du mußt einmal einem Menschen an Gottes Statt alles sagen, was dich als Schuld drückt, und wenn du sprichst wie der verlorene Sohn, so wirst du Vergebung deiner Schuld empfangen. So hat er mir gesagt. Der Gang zum Pfarrer ist mir schwer geworden, ich wär froh gewesen, der Pfarrer wär zu mir gekommen, aber es hat sein müssen. Ueber jene Stunde rede ich nicht. Aber fraget nicht, wie ich heimgegangen bin. Ich habe gemeint, ich würde getragen, singen und jauchzen hätte ich mögen, wie ein Junger. Ich hab gewußt, daß mir meine Schuld vergeben ist und hab Gott gedankt aus ganzem Herzen.

Aber es ist nicht immer so geblieben; es hat wieder Nacht werden wollen um mich herum, und die Zweifel sind gekommen. Die Zweifel haben mich zum Gebet getrieben. Ich hab auch wieder in der Bibel gelesen und hab oft denken müssen, wie Gott mit den Menschen geredet hat und ihnen im Traum seinen Willen offenbart hat. Lüget, ich weiß nicht, obs recht gewesen ist, aber ich hab herzlich darum gebeten, wenn's sein könnt, so mög mir der Herr auch in einem Traum Gewißheit schenken, daß mir meine Schuld vergeben sei. Und der Traum ist mir worden.

Von da an hat ein neues Leben für mich begonnen; aber ein Heiliger bin ich nicht, nicht daß ihr meint. Aber ich bin aufgewacht von den Toten, und meine Ohren sind geöffnet. Ich frage wieder nach Gott und suche Verbindung mit ihm und möcht ihm gehorsam sein. Darum halte ich fest am Gebet. Und das hab ich sagen wollen: Wir müssen beten. Wir wollen einander ermuntern zum Beten. Das Gebet schafft Leben. Das Gebet erbaut die Kirche. Das Gebet baut uns ein in die Kirche. Betend wollen wir die Kirche bauen.

Da hatte der Lindeckbauer ein gutes Schlußwort gesprochen.

(Aus Sonntagsbriefe)

Das Christentum des Rätebundes ist in die Katakomben gegangen.

Bedeuten die redikalen Verfolgungen des Christentums in Räterußland das Ende der dortigen Kirche? Auf diese Frage antwortet Professor Dr. Hans Koch in einem Aufsatz „Kirchliche Wende im Ostraum?" im Märzheft der „Zeitwende" mit einem entschiedenen Nein.

„Das Christentum des Rätebundes ist in die Katakomben gegangen, ist Geheimkult geworden. Ab und zu dringt — aus gottlosen Blättern — eine Nachricht über jene Unterwelt an die Oberfläche. Man verzeichnet mit Sorgen den noch immer beängstigenden Bedarf an — Kerzen, die doch wohl kaum „zu Beleuchtungszwecken" benötigt werden. Man läutet Sturm, weil auf dem Markt im geheimen religiöse Bücher verkauft und — gekauft werden, deren Preis je Stück bis zur Hälfte des Monatsverdienstes eines Arbeiters geht. Verschiedene Flugblätter und Handzettel flattern durch Jahrmärkte und Bauernhütten. Der Antichrist stellt in seiner Presse giftig fest, daß noch immer die Zahl der abergläubischen Kinder den gottlosen ungefähr die Waage hält. Der Christ dagegen sieht schmerzerfüllt, daß an Stelle kindlicher Frömmigkeit tatsächlich etwas wie Aberglaube und primitivste Gottesvorstellung in den „noch gläubigen", auch älteren Kindern Platz gegriffen hat: Wenn Gott zürnt, so donnert es; Gott hat einen Bart und heißt „Väterchen"; Gott hängt in einem kleinen Rahmen zu Hause, „für den Kommissar unsichtbar", über dem Bett der Eltern.

Die Regierung hat kein Interesse, solcher Verwilderung Halt zu gebieten, aber sie hütet sich gegenwärtig auch davor, religiöse Märtyrer zu schaffen. Amtlich ist ihr jetzt Religion — Privatsache eines jeden einzelnen. Wo dennoch antichristliche Urteile gefällt werden, muß das Gesetz über „Widerstand gegen die Sowjetgewalt" herhalten, und das reicht fürs erste aus; im letzten Halbjahr sind wieder reihenweise Bischöfe verhaftet und verbannt worden, eine Zeitlang war selbst das Schicksal des stellvertretenden Patriarchatsverwesers unsicher, obwohl gerade er mit der Staatsgewalt Frieden (das „Konkordat" von 1927) gemacht hatte. Wenn das Gesetz nicht langt, springen die Gottlosenverbände ein, und wo diese versagen, hat noch immer die militärische Landesverteidigung ein Wort dreinzureden; in ihrem Namen wurde z. B. während des abgelaufenen Jahres die westliche Grenzzone von strategisch hinderlichen Objekten gereinigt, soll heißen entkirchlicht." — Gemeindeblatt.

Der Schatten des Kreml.

(Ins Deutsche übersetzt von H. A. Müller.)

Einige Zweifler, die den Bericht von den wunderbaren Gebetserhörungen Gottes in der Schrift „Kann Gott?" gelesen haben, waren zu dem Resultat gekommen, die Ehre dafür nicht dem Herrn geben zu wollen.

(Anmerkung des Uebersetzers: Jene erste Schrift ist meines Wissens nur in englischer Sprache, und zwar durch die Firma Marshall, Morgan & Scott, London und Edinburgh zu erhalten.)

„Es ist leicht", so äußerten sie sich einstimmig, „in dem christlichen England auf Kosten des Herrn zu reisen."

„Sehr gut", so entschloß ich mich nun. „Ich will nach Sowjet-Rußland gehen und auch dort auf des Herrn Kosten reisen."

Also nun, da ich über 1000 Meilen in der Union der Sowjet-Republiken gereist bin, erwarte ich, daß meine Kritiker sich eine andere Art Beweisführung werden ausdenken müssen, um Gott die Ehre für solche Gebetserhörung zu rauben.

„Du wirst nie wieder herauskommen", sagte einer meiner Freunde, als er von meiner Absicht vernahm.

„Darüber mache ich mir keine Sorge", erwiderte ich. „Jetzt bin ich mehr damit beschäftigt, wie ich hinein komme. Dem Tage ist sein Uebel genug."

Bei der nächsten Sowjet-Agentur hielt ich um ein Visa an. In meinem Paß war ich als ein „Schriftsteller" bezeichnet. Daher war es nicht nötig, auseinanderzusetzen, daß ich hoffte, ich würde in U.S.S.R. Beobachtungen anstellen können. Dann wurde mir gesagt, um Erlaubnis zur Einfahrt zu erhalten, müßte ich eine gewisse Geldsumme und eine Rückfahrt nach Hause aufweisen können.

Nach kurzer Ueberlegung sagte ich. „Ich muß zugeben, daß ich keine Rückfahrtkarte habe. Auch pflege ich nicht viel Geld bei mir zu tragen."

Der Sowjet-Beamte war verblüfft. Meine Angaben wurden notiert. Drei Wochen, so verstand ich, war im Gewöhnlichen die Zeit, die erforderlich war, um ein Visa zu erhalten. Doch wollten sie an das Hauptquartier in Moskau telegraphieren. Ich ließ die Sache in den mächtigen Händen des Herrn und reiste weiter auf Rußland zu. Auf einer weiteren Agentur traf mich ein Telegramm, und so erhielt ich mein Visa zur richtigen Zeit. Somit konnte ich den nächsten Zug benutzen, der zur Grenze ging.

„Kurz nach Deiner Abreise", so schrieb ein Freund später, „phonte einer unserer Freunde und drang in mich, ich sollte Dich doch bitten, äußerst vorsichtig zu sein. Du wirst Dich seiner erinnern, es war der Freund, der in Rußland ins Gefängnis gekommen war, und der nun so besorgt um Deine Sicherheit war. . ."

In Finnland hatte ich darüber geklagt, daß meine Ohren sehr die Kälte verspürten, worauf ich in Familie einer meiner Freunde eine weiße Pelzmütze zum Geschenk erhielt.

„Wir haben herzlich gelacht", so schrieb später ein esthnischer Freund, „wenn wir daran dachten, wie Du nach Rußland in einer Mütze der finischen weißen Garde hineingekommen bist. Jene Finnen waren die erbittertsten Kämpfer gegen die Bolschewiken. Andere weiße Gardisten, darunter Russen, trugen solche Mützen. . . Du hast also in einer Ueberwindermütze das Gebiet des Feindes betreten. . . Hallelujah!"

Ich habe seitdem mein Gedächtnis zusammengenommen und nachgedacht, ich muß aber gestehen, daß ich mich nicht entsinnen kann, in Rußland eine zweite Wintermütze gesehen zu haben, die völlig so wie die meinige ausgesehen hätte.

Am folgenden Tage war ich in Leningrad, und von da ging es nach Moskau. In diesen zwei Städten machte ich 20 Streifzüge, um Beobachtungen anzustellen — manchmal allein und manchmal in Begleitung eines Dolmetschers. Diese Ausflüge waren auf viele und verschiedartige Gegenstände gerichtet. Ich besah mir die Schulen, Läden, Hospitäler, Fabriken, Erholungsheime und andere Orte, an denen man die soziale Seite studieren konnte. Ich besuchte auch Museen, Kirchen, berühmte Gebäude und anderes derartiges, um in die kulturelle und religiöse Lage der Dinge einen Einblick zu gewinnen.

Der Herausgeber einer wohlbekannten Tageszeitung, für die ich früher als Berichterstatter arbeitete, sagte mir einmal in freundschaftlicher Unterhaltung: „Das Geheimnis erfolgreicher Schriftstellerei liegt in dem Grundsatz: Beobachte gut, berichte gut!"

In Rußland habe ich gesucht, völlig gerecht und vorurteilsfrei zu sein: Ich hielt meine Augen und Ohren offen und stellte viele nach Grund forschende Fragen.

Es ist schwer, Eindrücke in geordneter Reihenfolge wiederzugeben — es muß aber damit ein Anfang gemacht werden. Da muß ich denn sagen, daß ich nicht besser anfangen kann, als indem ich es ausspreche, wie bald mir die offenherzige Freundlichkeit des russischen gewöhnlichen Volkes auffiel. Sie scheinen so liebenswürdig, so zutraulich zu sein.

Der nächste Eindruck ist der von der ganz erbärmlichen Kleidung, die die Leute überall tragen. In England gehen Arbeitslose viel besser angezogen, als wie Arbeiter in Sowjet-Rußland. Antwortlich einer Frage, was wohl der Grund davon wäre, sagte ein aus einem anderen Lande gekommener Kommunist: „Je mehr Kleider, je weniger Essen. Sie können nicht beides gleichzeitig haben, und Luxussach[illegible] [illegible]chen sie nicht."

Obgleich mir D[illegible] [illegible]len anderer dergleichen „Luxus[illegible]en" auffiel, so muß ich doch noch sagen, daß ich weder in Moskau noch in Leningrad das Zutagetreten direkten Mangels beobachten konnte.

„Die Kapitalisten sagen, wir hätten Leute, die barfuß herumlaufen", sagte ein Dolmetcher, „aber Sie können selbst sehen, daß das nicht wahr ist."

„Moskau und Leningrad sind Orte zur Ansicht für Besucher", sagte der Sohn eines amerik.-russischen Ingenieurs. „Kommen Sie weiter ins Land hinein, wo mein Papa arbeitet. Dort könnte ich Ihnen Dinge zeigen, die viel schlimmer sind als bloße Füße."

Selbst wenn das übrige Rußland auf derselben Höhe stände, wie die zwei größten Städte, so würde ich doch sagen, daß die allgemeine Lebensweise in Rußland viel dürftiger ist als wie die in England oder Deutschland.

In dem 5 Jahr-Plan sind es große Fabrikanlagen, denen die größte Aufmerksamkeit geschenkt wird. Deren Gelingen wird alles geopfert. Billige und ausreichende Arbeit ist ein wesentliches Erfordernis für das Gelingen der kommunistischen Politik, sowohl nach innen wie nach außen hin. Diese Tatsache erklärt zum Teil die verschiedenen Wohlfahrtseinrichtungen für Arbeiter, die in Moskau anzutreffen sind; Bäder und Hospitäler, die den englischen ähnlich sind, Schulen, in welchen elementare und technische Ausbildung verbunden sind, Wiedergenesungsheime, Häuser für weitere Ausbildung.

„Aber glauben Sie mir", sagte mir ein Russe, „diese Dinge sind nur zur Ansicht da in den Städten, nach denen die Reisenden kommen."

Moskau, als neue Hauptstadt, ist gewaltig schnell angewachsen, daher erwähnte ich ihm gegenüber die großen Gebäude mit Mietwohnungen, die ich in Moskau im Werden sah.

„Nicht weit von Stalingrad", sagte er, „könnte ich Ihnen Wohnungen zeigen, die einem Schweinstall gleichen."

Die Kosten für den Lebensunterhalt sind überall sehr hoch. Ich hatte eine lange Unterhaltung mit dem Aufseher einer Abteilung in einer Sowjet-Fabrik. Er sagte, der geringste Lohn für einen erfahrenen Arbeiter seien 250 Rubel monatlich und der höchste 600 Rubel. Da dies augenscheinlich das Dreifache des Betrages war, den ich seiner Zeit in unserer Abteilung (in Belfast) den besten Arbeitern auszuhändigen pflegte, so fragte ich ihn, „Was machen denn Ihre Leute mit all dem Geld?"

Er suchte nach einer Erklärung, aber seine Worte klangen wenig überzeugend. Einer unserer am Besten bezahlten Männer, der für die Hälfte des russischen geringsten (?) Lohnes arbeitete, war im Stande, in einem eigenen Auto zu fahren, sich ein schönes Haus zu mieten und seinem Sohn und seiner Tochter eine gute Ausbildung angedeihen zu lassen. Und doch schienen diese russischen Arbeiter ungefähr so viel zu haben, wie unsere Arbeitslosen in England.

„Also müssen die Kosten für den Lebensunterhalt", so sagte [illegible] zu einem jungen Ausländer, der in Rußland lebte, „5 mal höher sei[illegible] als wie in England."

„Sagte jener Arbeitsche[illegible] 25[illegible] Rubel?"

„Ja, das tat er."

„Dann hat er gelogen." So sp[illegible] sich der junge Mann kurz aus. „[illegible] sind in unserer Fabrik Spezi[illegible] [illegible]

bekannt, die weniger als das bekommen."

Was auch die Wahrheit in dem besonderen Fall war, so ist doch die traurige Tatsache nicht wegzuleugnen, daß die dortige Lebensweise sich nicht mit derjenigen in England vergleichen läßt.

Der Eindruck, auf den ich nun komme, ist von anderer Art, er mag aber dazu beitragen, vieles besser zu verstehen. Rußland unterhält ein ungeheures stehendes Heer. Daß die U. S. S. R. für einen Krieg gut vorbereitet ist, daran habe ich keinen Zweifel, denn nie in meinem Leben sah ich so viele Soldaten und Luftschiffer. Es ist ebenfalls unverkennbar, daß die rote Arme aus den tüchtigsten Kräften zusammengesetzt ist, die in der russischen Männerwelt zu finden sind; die Leute sind wohlgenährt, wohlgekleidet, wohlbewaffnet, wohleingeübt. Wenn man die Reserven mitzählt, so schätzt man, daß die Zahl der tatsächlichen Kämpfer zwischen 12 und 15 Millionen beträgt.

„Ich kann Ihnen im Vertrauen sagen", so sprach sich ein Kommunist aus, mit dem ich bekannt geworden war, „wir erwarten Krieg — einen großen Krieg, so weit sich sehen läßt, sind die 2 Mächte, von denen uns am ersten Gefahr droht, Japan im Osten und Deutschland im Westen. Im Anfang der Sowjets hatte unser Land, um bestehen zu können, gegen 10 fremde Armeen zu kämpfen. Wir haben die Lektion nicht vergessen, jetzt sind wir aber bereit."

Das gemeine Volk hatte unter der Selbstherrschaft der Zaren viel zu leiden. Die Revolution war unvermeidlich. Aber in der Art und Weise, in welcher der bolschewistische **Rat der Zehn** zur Macht kam und die Regierung Kerenskys über den Haufen warf, zeigt sich etwas Geheimnisvolles, etwas Satanisches. Die wohlangelegten Pläne, das genaue Festsetzen der Zeitpunkte ihrer Ausführung, der unbarmherzige Geist, der alles durchweht — alles das läßt etwas Tieferes als menschliche Klugheit erkennen.

(Fortsetzung folgt.)

Hieberts Oelstation in Mt. Lake, Minn. durch Feuer zerstört.

Sonnabend, den 16. Mai, kurz vor 6 Uhr, erfolgte im „Basement" der Hiebert Oelstation eine Explosion durch welche das ganze Gebäude durch Feuer zerstört wurde, und Johann M. Hiebert, der sich gerade im Kellerraum befand, gefährlich verbrannt wurde. Mittwoch erlag er den Wunden.

Die Windom Feuerwehr mußte noch zur Hilfe gerufen werden, da unsere eigne das Feuer nicht unter Kontrolle halten könnte.

— Wien. Eine allgemeine Ueberraschung hat die Nachricht hervorgerufen, daß in Steiermark und anderen Teilen Ober-Oesterreichs die Bahnhöfe mit regulären Truppen besetzt worden sind.

— Tokio. Der größte Heeres-Etat in der Geschichte Japans ist im Parlament angenommen worden. Das Herrenhaus hat die Budget-Vorlagen einstimmig gebilligt.

Unter den neuen Gesetzesmaßnahmen entfallen 45.8 Prozent der Gesamtbewilligungen auf Ausgaben für Die Wehrmacht des Landes. Der Haushaltsplan beläuft sich auf insgesamt 2,310,000,000 Yen (rund $669,000,000).

— London. Der dem Unterhaus als Abgeordneter der Arbeiterpartei angehörende Generalpostmeister Hastings B. Lees-Smith erklärte in einer Rede zu Keighley warnend, die jungen Männer auf der Welt hätten auch nicht die blasseste Aussicht ohne einen Krieg durchs Leben zu kommen, wenn sich der Völkerbund als wertlos erweise.

— Stockholm. Prinz Gustav Adolf, der älteste Sohn des Kronprinzen von Schweden, holt sich hier auf seinem Pferde „Alida" den ersten Platz in dem Ausscheidungsturnier der schwedischen Reiteroffiziere für die Olympischen Spiele in Berlin. Der Prinz hatte gegen schwerste Konkurrenz zu reiten, zeigte jedoch reiterliches Können von ganz großer Klasse.

— Frankfurt a. M. Unter dem Kommando von Kapitän Ernst Lehmann ist das Luftschiff „Hindenburg" mit vierzig Passagieren an Bord am 25. Mai nach Südamerika abgeflogen. Die umfangreiche Fracht umfaßt unter anderem ein Sportflugzeug, das in Rio de Janeiro abgeliefert werden soll. An Post wurden diesmal annähernd 200,000 Sendungen befördert.

— Genf. Auf allen Kontinenten werden die Vorbereitungen für einen Krieg größten Stils unter dem Ansporn einer Panik fieberhaft betrieben, erklärte Harold B. Butler, der Direktor des **internationalen Arbeitsamtes.**

— Budapest. Der Vorsitzende der christlich-sozialen Wirtschaftspartei, Dr. Karl Wolff, gab im ungarischen Parlament eine Erklärung über die wachsende Bedrohung Europas durch die bolschewistische Gefahr ab. In Spanien habe es sich gezeigt, daß ein beschaulicher Katholizismus zum Kampf gegen die kommunistische Gefahr nicht genüge. Frankreich steuere dem Kommunismus zu. In Deutschland habe Moskau unter dem Weimarer Regime ungestört wühlen können. Das heutige Deutschland dagegen bilde mit seinen 70 Millionen Menschen einen gesunden geschlossenen Schutzwall gegen die Sowjetgefahr. Wenn Adolf Hitler nicht das Dritte Reich errichtet hätte, ständen die Bolschewisten heute am Rhein.

— Madrid, Primo de Canera, der Führer der spanischen Faschisten, der wegen ungesetzlichen Besitzes von Waffen zu fünf Monaten Gefängnis verurteilt wurde, hat seine Kameraden aufgefordert, sich gegen die sozialistische Revolution zu erheben.

— Tientsin. Vier japanische Militärtransportschiffe mit Infanterie und Kavallerie an Bord befinden sich auf der Fahrt nach Nordchina, wie amtlich bekannt gegeben wurde.

— Paris. Während die französischen Fabrikarbeiter ihren Streik der „verschränkten Arme," d. h. des passiven Widerstandes, auf die Munitionsfabriken des Landes ausdehnten, wurden die ersten Ruhestörungen aus Boulogne-Billancourt gemeldet.

Die Zahl der Streiker steigt, und in den Wandelgängen der Deputiertenkammer wurde die Befürchtung ausgesprochen, daß die Arbeiterwirren den Bestand der neuen sozialistischen Regierung ernstlich gefährden könnten.

Der erste Krawall ereignete sich in den großen Renault-Automobilwerken, die sich mit den großen Detroiter Betrieben vergleichen lassen.

— Die Kommunisten warten auf den Augenblick zum entscheidenden Schlag. Noch ist er nicht gekommen. Ihr Ziel ist „Sowjet-Frankreich"; seine Erreichung könnte durch eine vorzeitige Beteiligung an der Regierungsmacht in Frage gestellt werden. Die Zersetzung der Volksmassen ist „noch nicht weit genug gediehen." Die letzte Krise, in der der rote Brand entfacht werden könnte, ist noch nicht da. Ihre Herbeiführung erhofft man von einer skrupellosen Ausnutzung der Situation unter einer sozialistisch-radikalsozialistischen Regierung. Es ist kein Zweifel, daß man alles tun wird, um Leon Blum zum Kerenski Frankreichs zu machen. Analogien zur russischen Revolution liegen auf der Hand. Wird das französische Militär — anders als das russische — standhalten? Gewisse Ereignisse der letzten Zeit, so z.B. die Revolte französischer Reservisten mit Hochrufen auf ein „Sowjet-Frankreich," über die der „Matin" am 9. Mai berichtete, müssen größte Besorgnis erwecken.

Von der Einigkeit und Entschlossenheit der noch nicht [illegible]n Marxismus zersetzten Kräfte der fr[illegible]nzösischen Nation wird in dem von d[illegible] Kommunisten erwarteten „entscheide[illegible]n A[illegible]genblick" das Schicksal Frankreichs abhä[illegible]en.

— aki. Der vor kurzem aus Spanien zurückge[illegible]rte französische Journalist Pierre-[illegible]aco[illegible] Arminjon schildert in einer [illegible] illu[illegible]rierten Broschüre („La Terre [illegible] Rouge", **Lyon, April 1936)** seine während eines mehrwöchentlichen Aufenthalts auf der Pyrenäen-Halbinsel gemachten Beobachtungen sowie seine Unterredungen mit zahlreichen Augenzeugen und Opfern des roten Terrors. Diese Blutchronik stellt alles, was bisher über die blutigen Ereignisse in Spanien in die Weltpresse durchgesickert ist, in den Schatten.

— aki. Die in Japan erscheinende türkische Monatsschrift „Der neue japanische Korrespondent" (Nr. 87) veröffentlicht eine ausführliche Darstellung der Lage der von Moskau unterdrückten türkischen Völker, von denen bekanntlich ca. 30 Millionen auf dem Territorium der Sowjetunion leben, besonders in dem Kaukasusland Aserbeidschan, auf der Krim, in Idel-Ural (zwischen Ural und Kaspischem Meer) und in West-Turkestan. Nach den Angaben des Blattes, die von anderer bestinformierter Seite bestätigt werden, sind von diesen Türken nicht weniger als 400 000 in die Verbannung geschickt worden: 80 000 Türken mit Frauen und Kindern nach Ostsibirien, 30 000 nach dem Gouvernement Irkutsk, 120 000 nach dem Gouvernement Tomsk, 100 000 nach dem Narim-Bezirk, 80 000 nach den Solowki-Inseln und dem Murmansker Bezirk, 40 000 nach dem Duwan-Kreis in Baschkirien. Es gibt zahlreiche Dörfer, die überhaupt nicht mehr bewohnt sind. So werden z. B. in einem Dorf, das früher 500 Häuser und 5 Moscheen hatte, nur noch 18 Häuser bewohnt; das ist nur ein Beispiel von vielen.

— aki. Die tendenziöse Berichterstattung gewisser Journalisten hat es lange Zeit erreicht, daß dem amerikanischen Volk die Wahrheit über Sowjetrußland verborgen blieb. Es sei hier nur an den Bolschewistenfreund Walter Duranty von der „New York Times" erinnert, der zu einer Zeit, wo Millionen sowjetrussischer Bauern unter bitterer Hungersnot als Folge der Kollektivierung der Landwirtschaft litten, von „erstaunlichen Erfolgen" der Kollektivwirtschafts-Bewegung zu berichten wußte. Um so begrüßenswerter ist es, daß jetzt ein Vertreter desselben Blattes, der bekannte Pressefotograf James E. Abbe, nach seiner Rückkehr von einer Reise in die Sowjetunion den Amerikanern reinen Wein einschenkt.

Mr. Abbe hat sich mit dem Problem des jüdischen Einflusses in der Sowjetunion beschäftigt. Er hat bereits in seinem Hotel in Moskau eine Beobachtung gemacht, die nicht nur für die Verjudung des Sowjetstaates, sondern vor allem für den engen Zusammenhang zwischen den jüdischen Bolschewiken der UdSSR. und dem internationalen Judentum sehr bezeichnend ist. „Ich beobachtete die Gäste in meinem Hotel in Moskau," erzählt er. „60% von ihnen waren amerikanische Juden, die aus Rußland stammten und die hier weilten, um sich zu überzeugen, wie ihre Rasse eine neue Zivilisation beherrschte." Eine Erklärung für die Irreführung des Auslande[illegible] [illegible]ie wahren Zustände in Sowjet[illegible] [illegible]gibt Mr. Abbe durch die Mitt[illegible] daß der Zensor aller Nachrichten aus der UdSSR. der Jude Padolski sei. „Padolski saß immer hinter seinem gr[illegible]zen flachen Pult. Er ist Jude. Wenn man einen antisemitischen Fall deswegen aufrollen würde, weil man hört, daß von Maxim Litwinoff herunter bis zum kleinsten Beamten des Auswärtigen Amtes jeder, der dazu beitrug, dieses starke Verbindungsglied mit anderen Nationen zu bilden, ein Jude ist, so sollte man zuerst Padolski studieren."

Das Auswärtige Amt sei buchstäblich „auswärtig," da es nur einen einzigen Russen in einer maßgebenden Stelle gäbe. Von Litwinoff angefangen, seien alle Angehörigen seines Stabes Juden. Litwinoff & Cie. an der Lubjanka in Moskau sei das Hauptbüro für ein „System politischer Kettenwarenhäuser," das sich um den ganzen Erdball spanne.

Der Persönlichkeit des sowjetischen Außenkommissars, des „polnischen Juden" Wallach-Finkelstein (Litwinoff), widmet Mr. Abbe eine eingehende Betrachtung, in der die bekannten Tatsachen aus seinem Waffenschieber- und Verschwörer-Dasein bestätigt werden.

Ueber die Möglichkeiten eines Sturzes der jüdisch-bolschewistischen Diktatur äußert sich Mr. Abbe positiv. Er habe des öfteren Anzeichen eines Aufflammens des Antisemitismus festgestellt und zweifle nicht daran, daß die Russen eines Tages die Juden, die ja zu 75% die Urheber der bolschewistischen Revolution gewesen seien, aus ihren führenden Stellen werfen würden.

Geschichtsstudium.

Das Klootschießen, ein uralter ostfriesischer Volkssport

Sichere Nachrichten über das Klootschießen in alter Zeit sind uns erst aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts überliefert; doch gehen wir wohl nicht fehl in der Annahme, daß das Klootschießen im nördlichen Ostfriesland ein uralter Volkssport ist, der vielleicht seinen Ursprung aus der Verteidigung der Warfen gegen feindliche Ueberfälle herleitet.

Der bekannte Heimatforscher Dr. Reimers hat uns aus dem ältesten Landgerichtsklagebuch, das im Staatsarchiv zu Aurich aufbewahrt wird, die nachfolgende Notiz bekanntgegeben: „Item Johan van Laer in meyster Ennen kamer heft Seeben krogher myttten klote voir den copp gheschoten, syn oghe lellick blaw und zwei blodelste int angesicht."

Dieser Vorfall hat sich im Jahre 1510 in der Stadt Emden oder in ihrer näheren Umgebung ereignet, wahrscheinlich gegen Ende des Jahres. Reimers läßt die Frage nach der Ursache dieses Vorfalls unbeantwortet, wenn er schreibt: „Ob der Krüger oder Wirt Seeben mit seinem lellick blauen Auge und seinen beiden blutigen Stellen am Kopfe das Opfer eines böswilligen oder einer fahrlässigen Handlung geworden ist, läßt sich aus der einfachen Eintragung, deren weitere gerichtliche Folgen uns nicht erkennbar sind, nicht mehr feststellen."

Aus dieser kurzen Notiz ist lediglich zu schließen, daß der Kloot schon damals als Wurfgeschoß gedient hat; anzunehmen ist aber wohl, daß das Klootschießen in jener Zeit bereits im Volke üblich war.

Mehr als 200 Jahre waren seit dieser ersten Kunde über das Klootschießen unserer Väter ins Land gegangen, als zum ersten Male ausführliche Berichte uns Zeugnis davon ablegen, daß dieser uralte Friesensport in Ostfriesland Heimatrecht gefunden hat. Am 9. Februar 1731 verbot der Landesfürst Georg Albrecht allen Untertanen „diese üble Gewohnheit."

Diese erste Ordonnanz gegen das Klootschießen ist uns erhalten geblieben. Sie gibt uns Aufschluß über alle Gewohnheiten, die das Klootschießen so unbeliebt gemacht haben, wenigstens in den Augen einer hohen Obrigkeit. Das Volk aber hielt an der altüberlieferten Sitte fest und pflegte sie in aller Heimlichkeit, so oft sich nur Gelegenheit dazu bot. Ja, es schien fast, als wäre der Anreiz zum Klootschießen durch die Ordonnanz vom Jahre 1731, welche die rechtliche Grundlage für alle späteren Verbote bildete, noch gesteigert worden, wie das letzten Endes auch ganz natürlich ist.

Am 28. Februar 1771 wurde der Amtsverwalter Damm zu Norden durch seine vorgesetzte Behörde darauf aufmerksam gemacht, daß die Eingesessenen der Westermarsch und des Süderneulandes am 19. d. M. ein Klootschießen gegeneinander angestellt hätten und ihm die sofortige Untersuchung dieser verbotswürdigen Handlung zur Pflicht gemacht. Wohl oder übel mußte der Amtsverwalter dieser Aufforderung nachkommen.

Daß der Amtsverwalter Damm aber Verständnis für die alte Sitte des Klootschießens hatte, bezeugt sein einige Zeit später nach Aurich abgesandter Bericht, in dem er mitteilt, „daß es an dem sei, daß drei Personen vom Süderneulande gegen drei Personen aus der Westermarsch Kloot geschossen haben, nämlich zwei Brüder und deren Schwestermann gegen einige vom Süderneuland, zwei Söhne von Jann Jppen auf der „Herren Beer" und einem Hausmann vom Südrpolder, alle sechs Leute von einer ordentlichen Aufführung."

Irgend eine Unordnung hatte sich dabei nicht ereignet. Erklärend und auch zur Entschuldigung für seine Landsleute fügt Amtsverwalter Damm hinzu: „Dieses Klootschießen ist von jeher in hiesiger Gegend und Nachbarschaft, im Auricher, Berumer und Esenser Amt und in den Herrlichkeiten Dornum und Lütetsburg zur Winterzeit, wenn die Leute keine Motion (Bewegung) haben und einige Manufakturen (gebräuchlicher Name für Fabriken) der Kälte halber still stehen, verübet. Zu Zeiten des fürstlichen Regierungshauses sind hiergegen Mandate ausgegangen. Auf solche Verordnungen aber ist bisher meines Wissens nicht gehalten worden."

Die preußische Provinzialbehörde zu Aurich erwiderte darauf in scharfem Ton: „Es ist befremdlich, daß Er noch immer über die Gültigkeit der fürstlichen Verordnungen raisonnieren will. Es ist Jhm erst kürzlich bedeutet worden, daß Jhm nicht über die Gesetze, sondern nach denselben zu urteilen gebühre."

Wenn der Amtsverwalter Damm geglaubt hatte, durch Stillschweigen die fragliche Angelegenheit erledigen zu können, so hatte er sich geirrt. Am 5. Juli des genannten Jahres erinnerte die Kriegs- und Domänenkammer recht unfreundlich an die Erledigung des fälligen Berichtes. Aber erst am 29. Juli übersandte der Amtsvorsteher das Protokoll über die inzwischen erfolgte Vernehmung der „Uebeltäter" und betonte darin noch einmal, daß bei dem Klootschießen weder Streitigkeiten noch Schlägereien vorgekommen wären.

Die „Uebeltäter" hatten zwar zugeben müssen, daß sie von dem Norder Siel bis nach dem Wester Hörn gegeneinander Kloot geschossen hätten, sie brachten aber zu ihrer Entschuldigung vor, daß sie von einem Verbot nichts gewußt hätten. Sie hofften daher, daß ihnen für dies eine Mal nichts Widriges geschehen möchte, zumal die Einwohner dieses Amts die „Kegel-, Karten- und sonstigen Hazardspiele verabscheuten."

Noch einmal fügt der Amtsverwalter Damm fürbittend für seine Leute hinzu: „Das Klootschießen ist hierzulande die einzige Motion, so man sich an Wintertagen, wenn die Arbeit auf dem Lande ruhen muß, bedient."

Weil das Kirchspiel Osteel damals noch zum Auricher Amte gehörte, so hatten sich die Gebrüder Jppen in Aurich zu verantworten. Sie sagten dort aus, daß das Klootschießen gegen eine Wette von drei bis vier Tonnen Bier stattgefunden und die Süderneuländer den Sieg davongetragen hätten. Ferner gaben sie zu, daß auf beiden Seiten einige „Jnraders" beteiligt gewesen wären; doch wollten sie ihre Namen nicht mehr wissen. (Ueber „inraden" sagt das ostfriesische Wörterbuch, daß es so viel wie Geld einlegen bedeute, wie es bei einer Wette häufig geschieht, wenn der Wettende herumfragt, ob jemand „inraden" will, falls ihm der gewettete Betrag zu hoch erscheint.)

Haye und Dirk Jppen fügten ihrer Vernehmung noch hinzu, daß der Kloot von den Westermarschern im Hause des Brauers Dirk Heeren zu Norden aufgehängt und ihnen von einem unbekannten Kerl im Matrosenhabit zugebracht worden wäre.

Die verwirkte Strafe von 20 Goldgulden für jede Person wurde später dahin abgemildert, daß jeder Partei 20 Goldgulden Strafe und die Kosten des Verfahrens auferlegt wurden. Wenn diese Strafen auch hoch bemessen waren, so vermochten sie doch nicht, die sporteifrige Jugend von ihrem Tun zurückzuschrecken. Immer wieder melden uns die einschlägigen Akten im Staatsarchiv zu Aurich, daß Ostfrieslands Söhne wegen unerlaubten Klootschießens vor die Gerichte geholt wurden.

Schon im Winter darauf hatte zwischen den Osteelern und Victorburern ein großes Klootschießen stattgefunden, und zwar am 8. Februar 1772. Darüber besagt das aufgenommene Protokoll: „Es erschienen Folkert Ulrichs, Sohn des Ulmt Folkers, Jann Siebels, des Siebelt Arends Sohn, und des Dirk Aggen Sohn Gerd Dirks, sämtlich aus Osteel, sodann des Tamme Tjaden Sohn Tjebbe Tammen und dessen Knecht Hibbe Jakobs, beide aus der Victorburermarsch, nebst Tjebbe Hanssen, des Harm Ehlkes Knecht aus Victorburer Theene, und bekannten sofort, daß sie im Februar ein Klootschießen vom Schott nach Wirdumer Neuland angestellt hätten. Sie gelobten (sicherlich nur, um der angedrohten Strafe zu entgehen), niemals wieder ein Klootschießen anzustellen."

Wie volkstümlich das Klootschießen bei unseren Vorfahren war, geht deutlich aus der damals gewiß seltenen Tatsache hervor, daß Bauernsöhne mit den Knechten ihrer Väter beim Klootschießen gemeinsame Sache machten, während sie einander sonst aus dem Wege gingen.

Zum Schluß mögen hier noch einige Beispiele aus dem Harlingerland, der Hochburg der ostfriesischen Klootschießer, angeführt werden. Da ist zunächst der Bericht des Oberamtmannes zu Wittmund an den König von Preußen. Aus diesem Bericht entnehmen wir für unsere Leser den nachfolgenden Absatz: „Da mir im Anfange dieses Jahres hinterbracht wurde, daß man im Kirchspiel Carolinensiel das Verbot d. Kloo[illegible]ns oder Werfens mit Blei gefüllter hölzerner Kugeln um die Wette auf dem gefrorenen Sande zu übertreten anfange, so erachte ich es für meine Pflicht, deshalb am Sonntag, den 6. Januar, von allen Kanzeln im Amte Wittmund dieses Verbot wieder in Erinnerung zu bringen."

Daß selbst eine allgemeine Kanzelabkündigung den Tatendrang der Jugend nicht eindämmen konnte, beweist die bald darauf erfolgte Anzeige, „daß die Wittmunder und Burhafer jetzt um die Wette schössen und sich außer den Wetthaltern, Schießern und sonstigen Teilnehmern eine große Menge Zuschauer dabei befände, so daß die Versammlung wohl aus 500 Köpfen bestehen möchte."

Auf die erfolgte Anzeige hin schritt der Amtmann sofort ein und verbot das Klootschießen. Die Teilnehmer aus Wittmund und Uttel fügten sich; aber die Burhafer wollten nicht zurücktreten, weil der Kampf, einmal angefangen, auch zu Ende geführt werden sollte. Es ist möglich, daß sie gegen die Wittmunder im Vorteil waren. Die Burhafer versuchten sogar, die Wittmunder zur Fortführung des Wettkampfes zu zwingen.

Der Amtmann mochte Mühe genug gehabt haben, die streitenden Parteien auseinander zu bringen. Er schlug deshalb in seinem Bericht vor, die Kriegs- und Domänenkammer möchte den Wirten bei Verlust der Konzession verbieten, auf eine Partei der Klootschießer zu wetten, eine Wette zu veranlassen oder Gelage von Klootschießern bei sich zu gestatten. Durch diese Maßnahmen erhofft er, die Unterstützung der Wirte zu gewinnen, da diese aus Furcht vor der Konzessionsentziehung gewiß alle tätige Mithilfe für die Klootschießer unterlassen und sie sogar zur Befolgung der erlassenen Verbote auffordern würden.

Noch einmal wurde das Verbot des Klootschießens von allen Kanzeln im Amte Wittmund verkündet und dabei „der Mißbrauch dieses Vergnügens auf allen öffentlichen Passagen und Herrenwegen wegen Gefährdung Vorübergehender untersagt."

Aber trotzdem war das Klootschießen, an dem alle Stände des ostfriesischen Volkes gleiche Freude empfangen, nicht zu unterdrücken. Unsere Vorfahren hielten nun erst recht an dieser alten Gewohnheit fest, und ließen sich darin von landfremden Verwaltungsbeamten und übereifrigen Geistlichen keine Vorschriften machen. Durch ihre Beharrlichkeit hatten unsere Väter zunächst erreicht daß die unbequemen Verordnungen gegen das Klootschießen — gewollt und ungewollt — in Vergessenheit gerieten und die Behörden gern beide Augen zudrückten, wenn das Klootschießen nur ohne ernste Zwischenfälle vor sich ging.

Gerade die unliebsamen Begleiterscheinungen waren es immer gewesen, welche die Behörden zum Einschreiten veranlaßt hatten. Aber auch fürderhin blieben diese Uebelstände nicht ganz aus. So wurden denn die Behörden noch manchesmal zum Einschreiten gezwungen.

(Schluß folgt.)

Pfingsten

Die Liebe Gottes ist ausgegossen in unser Herz durch den Heiligen Geist, welcher uns gegeben ist. Röm. 5, 5.

Pfingsten, mit der Botschaft vom Heiligen Geist, kommt wieder zu uns. Wir hören die Stimme des Herrn, der die vorwurfsvolle Frage: „wisset ihr nicht, wes Geistes Kinder ihr seid?", auch an uns richtet. Wir lesen von der Erfahrung des Apostels Paulus, dem in Ephesus Jünger auffielen, in welchen noch ein ganz anderer Geist, als der Geist Jesu Christi lebte. Und wer wollte nicht schon aus eigener Herzensnot heraus geschrieen haben: „Schaffe in mir, Gott, ein reines Herz und gib mir einen neuen gewissen Geist!" Es kann ja für uns nichts Wichtigeres und Nötigeres geben als die Mahnung, die Pfingsten an uns richtet: „Wer Christi Geist nicht hat, der ist nicht sein." Es

gehört zu den fundamentalen Wahrheiten, an die das Neue Testament uns auf allen Blättern erinnert und auf die uns auch die alte kirchliche Sitte in nachdrücklicher und feiner Weise hinweist, indem sie die Reihe der christlichen Feste in Pfingsten ihren Höhepunkt und Abschluß finden läßt, daß nämlich in unserer christlichen Frömmigkeit alles daran hängt, ob wir den heiligen Geist Gottes empfangen oder nicht. Unsere frommen Worte, unsere hohen Bekenntnisse, unsere erschütternden oder ergreifenden Predigten, unsere weihevollen Stimmungen und Stunden, unsere erbaulichen Gesänge und Gespräche, unser ganzer kirchlicher Betrieb, das alles tut's nicht. Das Göttliche muß uns selbst ergreifen, muß in uns selbst Wurzeln fassen und Wohnung nehmen, uns bestimmen und uns treiben. Wir müssen den heiligen Geist Gottes haben. Alles andere bleibt tot; der Geist aber macht lebendig. Nur die, welche der Geist Gottes treibt, sind Gottes Kinder.

So ist in der Tat die Pfingstbotschaft gerade die Botschaft für unser Geschlecht und für unsere Zeit. Wir alle fühlen es und erkennen es: „Nur der Geist hilft unserer Schwachheit auf." Große Schwachheit, das ist das augenfällige Merkmal unserer Zeit. Wir sehen die Rat- und Hilflosigkeit der führenden Staatsmänner, wir sehen so viel Mut- und Kraftlosigkeit bei uns. Ueberall spricht man von Fragen und Aufgaben, und überall steht man unter dem Eindruck, daß Antworten und Lösungen dringend nötig sind. Aber man ist zu schwach; alles trägt das Zeichen der Schwachheit, die Mittel, die Kräfte, die Einsichten, das Verantwortungsgefühl, die Opferwilligkeit, der gute Wille. Kurzum, auf Schritt und Tritt stoßen wir auf dieselbe Tatsache: Es muß uns der rechte Geist zuteil werden, nur der Heilige Geist kann uns helfen.

Welch selige Erkenntnis darf uns zu Pfingsten mit heiliger Freude erfüllen: Gott gibt den Seinen auch Seinen Geist. Sein Geist hat die Propheten erleuchtet und die Apostel erfüllt. Und wenn du, mein lieber Leser, nun auch aus Not und Leid deines Herzens heraus den Schrei zu Gott empor sendest: „Schaffe in mir, Gott, ein reines Herz und gib mir einen neuen gewissen Geist!" dann vernimm dankbar und froh, wie unser Text es dir als eine jubelnde neutestamentliche Antwort bezeugt: „Die Liebe Gottes ist ausgegossen in unser Herz durch den Heiligen Geist, der uns gegeben ist." Nun sollst du es wissen, daß die Liebe Gottes dich nicht nur umfängt, dich nicht nur trägt, sondern sie dringt in dich ein. Sie schafft sich ihr Denkmal in unserem Herzen. Sie wird ausgegossen nicht nur über uns, sondern **in uns** hinein. Das ist Gottes größte Herrlichkeit, daß Er nicht nur dem Arm des Menschen von Seiner Kraft gibt, nicht nur dem Geist des Menschen von Seiner Macht zu denken, sondern daß Er in das Herz der Menschen Seine Liebe ausschüttet; daß Er mit Seinem Herzen Menschen überwindet und unseres leidenschaftlichen, engen Herzens Herr wird. Welch eine unaussprechliche Gnade ist es, daß wir in unserem Herzen Gottes Liebe empfangen dürfen. Darüber laßt uns froh sein in inniger Dankbarkeit, und laßt uns dem Heiligen Geist unsere Herzen öffnen, damit Er Sein Werk in uns tun kann, zur Ehre Gottes.

Allein mit der Mutter.

Der bekannte Dr. Otto Funke schreibt:

„Wenn des Morgens um 8 Uhr meine Brüder zur Schule abgetrollt waren, wenn die Dienstmädchen ihr Arbeitsprogramm empfangen hatten, wenn der Vater seinem ärztlichen Beruf nachging, dann kamen die herrlichen Stunden, wo ich mit Mutter mehr oder weniger allein sein durfte. Dann hockte ich mich nieder auf ein Fußschemelchen zu der Mutter Füßen und schaute erwartungsvoll in die schönen dunklen Augen. Ich mußte ihr dann Garn halten, oder ich mußte ihr Erbsen auspalen oder Pellkartoffeln abziehen und dergleichen.

Aber dazu kam nun das Ewige. Gewöhnlich fing Mutter damit an, daß sie betete; denn die Morgenandacht tat ihr nicht genug. Dies ihr Beten war so kindlich, ein so natürliches Reden mit Gott, daß mir das Herz darüber aufging. Es war nichts so klein und nichts so groß, nichts so zeitlich und nichts so ewig, das nicht in zwanglosester Weise mit dem himmlischen Vater besprochen worden wäre. Daß der kranke Bub, der vor ihr saß, dabei nicht vergessen, daß für den Vater gebetet wurde, versteht sich von selbst. Aber Mutter blieb nicht, wie so viele Beter, in der Familie hängen. Die Hottentotten, Kaffern und Hereros in Südafrika bekamen so gut ihr Teil wie der kranke Nachbar und der Jude Moses Levy, der angefangen hatte, nach Jesus zu fragen. Desgleichen wurden die neugepflanzten Erbsen im Garten und das Kanarienvögelchen, das seit gestern nicht mehr fressen wollte, dem Schutze Gottes empfohlen. Aber „dein Name werde geheiligt, dein Reich komme, dein Wille geschehe auf Erden wie im Himmel" — das war das A und O des Gebetes.

Nach dem Gebet wurde gewöhnlich ein geistliches Lied vorgenommen. Die Mutter besaß davon einen unerschöpflichen Vorrat. Vor allen Dingen war der fromme Tersteegen ihr Mann, und seine Pilgerlieder wurden früh mein Eigentum. Sie sind es auch geblieben, denn was man in der Morgenstunde des Lebens erlernt hat, geht nicht leicht wieder verloren.

Die Höhe der Freude war immer, wenn die biblische Geschichte an die Reihe kam. Und sie kam jeden Tag. Ei, wie wußte Mutter zu erzählen! Wie liebewarm hatte sie sich in die Herzen der Patriarchen, Propheten und Apostel hineingelebt. Es war mir, als müßte ich selbst dabei gewesen sein. Und schließlich brachte sie ihr phantasiereiches Bübchen soweit, daß er auch dabei war und alles miterlebte.

Auch viele herrliche Sprüche wurden mir eingeprägt. Aber mit unbewußter feiner Erzieherweisheit wurden dieselben immer an biblische Geschichten oder an solche aus dem Leben angeknüpft. Die Sprüche wuchsen sozusagen aus den Geschichten heraus. So kann ich heute noch den Spruch: „Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen", nicht hören, ohne daß mir alsobald die ganze ergreifende Geschichte des Patriarchen Joseph vor Augen tritt.

Sehr lebhaft erinnere ich mich noch eines Tages, als Mutter mir die Geschichte vom verlorenen Sohn in ergreifender Weise erzählte. Sie bedauerte den armen Jüngling darüber, daß er offenbar schon früh seine Mutter verloren habe; sonst wäre er sicherlich nicht soweit heruntergekommen. Alsdann, indem sie den pharisäischen Hochmut des älteren Bruder besprach, schaute sie mich durchdringend an und suchte mir klar zu machen, daß ich, der ich durch meine Kränklichkeit gezwungen sei, immer hübsch zu Hause zu bleiben, in der Gefahr stehe, dem selbstgerechten Sohne ähnlich zu werden. Ich müsse daher gegen Hochmut und Dünkel fleißig beten. — Nun, es sah freilich nicht danach aus, daß ich jemals solche wilden, freien Fahrten in die Welt machen könnte, wie der Sohn des jüdischen Rittergutsbesitzers sie sich erlaubte. Dennoch fühlte ich auch damals sehr gut, daß in mir das Material zu dem jüngeren Bruder bereitliege, wenn auch vorläufig dem Wollen das Vollbringen fehlte. Wie ich ihr alles sagte, so sagte ich ihr auch das in meiner Weise. Meine Seele lag mit allen ihren Freuden und Leiden, mit aller ihrer Sehnsucht, Furcht und Hoffnung, mit allen ihren lichten und dunklen Stellen aufgedeckt vor Mutter Augen wie ein aufgeschlagenes, großgedrucktes Buch.

Es liegt eigentlich schon in dem Gesagten, daß meine Mutter vor allen Dingen darauf aus war, mich in den Wandel vor Go't und mit Gott hineinzuleiten. Immer wieder wies sie mich hin auf den einen Zuschauer und Zuhörer, der niemals fehle und immer da sei. Und mit einem so feinen Gefühl, wie es nur eine Mutter für ihr Kind hat, spürte sie sogleich meinem Wesen an, wenn ich irgendwie abgeirrt war. Noch höre ich den mitleidigen, freundlichen Ton ihrer Stimme, wie sie — ihre Hand unter mein Kinn legend — sagte: „Wo ist mein Kind, wo ist mein Kind?" oder „Was betrübst du dich, du kleine Seele, und bist so unruhig in dir?" Sah sie mich düster und umwölkt — und sie sah es, auch wenn sie es nicht sehen sollte —, so warf sie erst eine derartige Frage als Fühler hin. Und nachher gab's dann, Auge in Auge, eine Unterhaltung. „So, mein kleiner Sohn, nun guck mich einmal lustig an!"........ „Sieh, sieh, das kannst du nicht! Hab ich's nicht gedacht? Da muß wohl ein Splitterchen im Auge stecken. Ist's nicht so? Komm, ich will dein Doktor sein."

In der Regel stotterte ich dann heraus: „Ich habe gelogen", oder: ich habe genascht", oder: „Ich bin böse auf Karl." Die Tränen der Reue kamen dann gleichzeitig mit dem Bekenntnis. Die Mutter dachte nun nicht daran mir eine Strafpredigt zu halten, sondern zeigte mir nur im tiefsten Mitleiden, wie unglücklich die Sünde uns mache, wie sie uns ruiniere in unserem innersten Wesen, uns verfinstere, uns stumm, starr, unbrauchbar mache, Friede, Freude, Geduld, Sanftmut und alle Tugend in uns zerstöre. Sie wies mich hin auf die zarte Arbeit des Geistes Gottes, wie er mich vor der Sünde gewarnt habe; auf die sanften Schwingungen der Magnetnadel des Herzens, auf die Unruhe des Gewissens, auf die innere Verdunkelung, kurz, daß der Mensch „verloren" ist durch die Sünde, weil er sein eigentliches Lebenselement, nämlich Gott, durch die Sünde verliert, das lernte ich früh verstehen.

Ich kam später aufs Gymnasium, auf drei Universitäten, hatte Dutzende von erleuchteten Professoren zu meinen Lehrern, hatte vortreffliche und überlegene Freunde, las viele, viele Bücher. Aber ich bedaure sagen zu müssen, daß sie alle miteinander nicht ganz viel geholfen haben. **Meine Theologie und meine Weltanschauung sind weniger auf Universitäten als in der Kinderstube gebildet, obgleich ich ein fleißiger Student war.** Und das eine darf ich sagen: Gott weiß es, daß ich Ihn suchte als Kind, daß ich Ihn suchte als Student, daß ich Ihn suchte als Mann. Darum hat Er sich auch finden lassen. Den Hunger nach Ihm selbst aber hat Er mir in mein Herz gelegt, und meine Mutter hat ihn treu und weise gepflegt. Das will ich ihr in Ewigkeit danken."

In meinen Studienjahren hat es Zeiten gegeben, wo ich in größter Gefahr war, am Glauben Schiffbruch zu leiden. Nicht nur am christlichen Glauben — nein — der Glaube an das Dasein Gottes, der Glaube an Gott, der Gebete erhört, wurde mir erschüttert. Aber meinen Zweifeln war von vornherein ein Maulkorb umgehängt. Ich mußte mit nämlich sagen: ist denn dein Zweifel berechtigt, dann war deine Mutter die größte Närrin, die jemals auf zwei Füßen ging. Gegen diesen Gedanken empörte sich sofort nicht nur jeder Blutstropfen, der in meinen Adern rollte, nein; auch meine Vernunft empörte sich dagegen. Die Mutter, die durch ihren kindlichen Glauben so reich, glücklich und beglückend war, sie hat mich, wer weiß wie oft, wieder zurechtgebracht, wenn ihr lichtes, wonniges Bild hinter meinem Arbeitstisch auftauchte. Ich fing dann bald an, meinen Zweifel zu bezweifeln; ich entschloß mich bald und sagte: lieber will ich so, wie meine Mutter ist, irren, als recht haben mit denen, die nichts glauben und nicht hoffen. — Das war ja freilich ein sehr unkritisches Verfahren, und ich sehe im Geist ehrwürdige Gelehrte, die darüber lächeln, unehrwürdige, die darüber hohnlachen. Aber ich bin dabei gut gefahren."

— Gemeindeblatt.

— Der frühere Premierminister Rt. Hon. R. B. Bennet hielt letzte Woche eine Rede vor der Medical Association der Provinz Ontario, in welcher er sich zu bedeutenden Fragen äußerte.

Wenn das canadische Volk, so führte Herr Bennet aus, nach nationaler Selbständigkeit strebe, so müsse das Volk sich fragen, ob es bereit sei den Preis dafür zu zahlen und ob es den einigen Willen und die moralische Charakterfestigkeit besitze, um das zu erstrebende Ziel zu erreichen. Die britischen nationalen Ideale basierten wesentlich auf der Freiheit zu verteidigen zur allgemeinen Wohlfahrt des Volkes.

— Jerusalem. Englische Soldaten haben zwei Araber getötet und drei verwundet, als sie das Feuer ihrer arabischen Angreifer in Kubotia erwiderten.

Ein englischer Polizist wurde in der Altstadt Jerusalems von Arabern erschossen, und ebenfalls in der Altstadt, am St. Stephans-Tor, erschoß in den frühen Morgenstunden ein Polizist einen Araber. Damit ist die amtliche Totenliste von 48 Opfern auf 52 gestiegen.

Besonders im Norden Palästines nehmen die Ausschreitungen zu. In dieser Gegend ist Brandstiftung die Lieblingsmethode der Araber gegen die jüdische Einwanderung und die Regierung zu dokumentieren.

— Hoboken, N. J. Das Motorschiff „Batory" der Gdynia-Amerika-Linie vollendete seine Jungfernreise von Polen nach Amerika.

— Wie aus dem Ausweis des Bundesreserve-Systems für die am 20. Mai beschlossene Woche zu ersehen, haben die monetären Goldbestände der Ver. Staaten in der Berichtswoche mit einer Zunahme von $73,000,000 auf $10,875,000,000 den höchsten Stand in der ganzen Finanzgeschichte der Nation erreicht.

— New York. Um 10.10 Montag Vormittag kam der neue britische Riesendampfer „Queen Mary" an der Quarantänestation und wurde offiziel willkommen geheißen. Der Dampfer dockte um 2.10 am Pier, wo 35,000 Personen zusammengekommen waren, um das neue Wunderschiff zu sehen.

Die „Queen Mary" hat den Schnelligkeitsrekord auf der ostwestlichen Fahrt nicht gebrochen, den der französische Riesendampfer „Normandie" hält. Starker Nebel in der Nacht von Sonnabend auf Sonntag hat den Dampfer zu lange aufgehalten.

— Berlin. Bemühungen der deutschen Industrie, vom italienischen Expansionsprogramm zu profitieren, haben in einem Falle bereits Früchte getragen: Die Firma Rheinmetall-Borsig hat den Auftrag erhalten, für 8½ Millionen Mark eine Petroleum-Raffinerie mit einer Jahresleistung von 300,000 Tonnen in Triest zu bauen.

— RSK. Die in London erscheinende katholische Zeitschrift „The Catholic Gazette" veröffentlichte einen interessanten Aufsatz über die jüdische Gefahr. Die Zeitschrift läßt sich von einem Vertrauensmann aus Paris ausführlich über Vorträge berichten, die von einem Juden unter dem Protektorat einer jüdischen Gesellschaft dort gehalten wurden. In einem redaktionellen Vorwort stellt die Zeitschrift fest:

„Daß es ein Judenproblem gegeben hat und noch eines gibt, kann man nicht ableugnen. Seit der Verwerfung Israels vor 1900 Jahren zerstreuten sich die Juden nach allen Richtungen hin, und trotz Schwierigkeiten und sogar Verfolgung nisteten sie sich als eine Macht in fast jeder Nation Europas ein."

„So lange es unter den Nichtjuden irgendeine moralische Auffassung der gesellschaftlichen Ordnung gibt und bis nicht aller Glaube, Vaterlandsliebe und Würde entwurzelt sind, wird unsere Herrschaft über die Welt nicht Wirklichkeit werden. Wir haben schon einen Teil unserer Arbeit erfüllt, aber wir können nicht behaupten, daß unsere ganze Arbeit getan ist. Wir haben noch einen langen Weg zu gehen, bis wir unseren Hauptgegner — die katholische Kirche — stürzen können....."

Eine andere Stelle lautet: „Wir haben den Geist der Revolte und des falschen Liberalismus unter den nichtjüdischen Nationen verbreitet.... Wir haben ihnen neue Theorien, die man nicht verwirklichen kann, wie zum Beispiel den Kommunismus, Anarchie und den Sozialismus, gebracht, die jetzt unserem Zweck dienen.... Die dummen Nichtjuden haben sie jetzt mit der größten Begeisterung aufgenommen, ohne zu erkennen, daß jene Theorien von uns stammen und daß sie unser mächtigstes Instrument gegen sie selbst darstellen...."

An anderer Stelle wird folgendes erstaunliche Bekenntnis vermerkt: „Wir (Juden) haben viele Geheimgesellschaften gegründet, die alle unter unserem Befehl und unserer Leitung stehen. Wir haben es zu einer großen Ehre für die Nichtjuden gemacht, sich unseren Organisationen anzuschließen, die dank unserem Geld mehr blühen denn je, doch bleibt es unser Geheimnis, daß jene Nichtjuden, die ihre eigenen und wertvollsten Interessen verraten, indem sie sich unserer Verschwörung anschließen, niemals davon Kenntnis erhalten sollen, daß jene Vereinigungen von uns geschaffen sind und unserem Zweck dienen... Einer der vielen Triumphe unserer Freimaurerei ist der, daß die Nichtjuden, die Mitglieder unserer Logen werden, niemals die Vermutung hegen sollten, daß wir sie dazu benützen, ihre eigenen Gefängnisse zu bauen, auf deren Dach wir den Thron unseres Weltkönigs von Israel errichten werden und sie sollen niemals erfahren, daß wir ihnen befehlen, die Ketten ihrer eigenen Sklaverei für unseren zukünftigen Weltbeherrscher zu schmieden."

Des weiteren ist dann auch die Rede von einem „Rat der jüdischen Weisen," der sich als erfolgreich bewährt habe. „Bis heute hatten wir Erfolg bei dem Sturz der meisten Throne Europas, der Rest wird in naher Zukunft folgen. Rußland hat unsere Herrschaft schon anerkannt.... Laßt uns," so lautet eine andere Stelle, „unsere Bestrebungen, die Moral der Nichtjuden zu vergiften, verstärken wollen wir den Geist der Revolution in den Völker verbreiten. Man muß sie dazu bringen, die Vaterlandsliebe und die Liebe zu ihrer Familie zu verachten. Sie müssen ihren Glauben als Humbug ansehen."

— General Hugh Johnson, der frühere Chef der NRA, bemerkt, daß die Vereinigten Staaten einen gewaltigen wirtschaftlichen Aufschwung nehmen würden, sobald die Regierungsausgaben mit den Einnahmen ins Gleichgewicht gebracht würden.

— Die britische Regierung erklärt, es sei nicht rätlich, den Verkauf von Aktien amerikanischer Gesellschaften in England zu gestatten, weil dieselben eine unfreiwillige Anleihe bedeuten.

— Der Völkerbund will an den Sanktionen festhalten. Es sieht zwar nur halb so schlimm aus, aber selbst dann wird Mussolini sich kaum veranlaßt fühlen, Aethiopien wieder herzugeben.

— Detroit, Mich. Die Untersuchung gegen die „Schwarze Legion," deren Bestehen durch die als Hinrichtung bezeichnete Ermordung des WPA-Arbeiters Charles A. Poole aufgedeckt wurde, macht weitere Fortschritte. Die Staatsanwaltschaft will gegen sieben Mitglieder Mordanklage erheben und dieselbe auf alle weiteren Personen ausdehnen, deren Gegenwart bei der Versammlung vor der Erschießung Pooles nachgewiesen werden kann.

Man spricht nunmehr von etwa 50 derartigen Morden und zahlreichen Auspeitschungen, die von den verschiedenen Ortsgruppen der „Legion" verübt worden sein sollen, soll in Michigan allein 135,000 Mitglieder haben. Die Polizei ist der Ansicht, daß es sich um eine Erneuerung der Ku Kux Klan-Bewegung handelt, mit deren Zielen und Ansichten der Bund übereinzustimmen scheint.

McCrea enthüllte, daß während des Verhörs der 13 Männer, die auf Verdachtsgründe hin, an der Ermordung Poole's beteiligt gewesen zu sein, er gelegentlich gefragt habe, ob die schwarze Legion sich mit dem Plane getragen habe, eine Diktatur einzuführen.

„Selbstverständlich," war die Antwort.

„Wenn Amerika eine Diktatur haben soll, sollte dieselbe von einer Organisation wie die unsrige ins Leben gerufen werden, und nicht durch den Papst in Rom."

— Wien. Fürst Ernst von Hohenberg heiratete mit kaiserlichem Prunk Marie Therese Wood, die 25 Jahre alte blonde Tochter eines britischen Hauptmanns. Der Fürst, dessen vollständiger Name Ernst Alfons Karl Franz Ignaz Maria Anton lautet, ist der 32 Jahre alte zweite Sohn von Erzherzog Franz Ferdinand, dessen 1914 in Sarajewo erfolgte Ermordung zum Weltkrieg geführt hatte. Kaiser Franz Josef war sein Großonkel.

Da seine Mutter, die mit ihrem Gemahl ermordert wurde, nicht königlichen Rang hatte, kommt er nicht für eine etwaige Thronfolge in Betracht.

Seine Frau ist die Tochter von Hauptmann Jervis Wood und Gattin, der früheren ungarischen Gräfin von Lonyay. Sie ist in Wien geboren und spricht Englisch mit deutschem Akzent. Das Paar wird nach einer Hochzeitsreise nach Italien in einem Schloß in der Steiermark wohnen.

Achtung, Kinderchöre!

Die Leiter der Kinderchöre in den verschiedenen Winnipeger Gemeinden werden darauf aufmerksam gemacht, daß die erste Generalprobe am Sonnabend, den 20. Juni, nachmittags 4 Uhr, im Erdgeschoß der ev.-luther. Dreieinigkeitskirche (Dufferin Ave., in der Nähe der Salter-Brücke) stattfinden wird. Die Chorleiter werden gebeten, dafür sorgen zu wollen, daß sämtliche Kinder dazu erscheinen, und, wenn möglich, selbst sich einzufinden. Bei dieser Generalprobe am 20. Juni werden alle näheren Anordnungen für die Zusammenstellung des Massen-Kinderchores und für dessen Beteiligung am Deutschen Tag besprochen und getroffen werden.

Es sind bis jetzt 460 Kinder angemeldet. Außer den bereits genannten 12 Kinderchören wird auch ein Chor der reformierten Salemsgemeinde teilnehmen. Folglich ist beim „Fest der deutschen Schule" in Verbindung mit dem Deutschen Tag am Nachmittag des 28. Juni im River Park ein ganz großer Massen-Kinderchor zu erwarten.

Neueste Nachrichten

— **Zar Nikolaus der Zweite** wurde am 17. Juli 1918 in Jekaterinburg (heute Swerdlowsk) samt seiner Familie von dem Juden Jankel Jurowsky abgeschlachtet. Die hebräischen Verbrecher haben etwa 10 Millionen Russen seit 1917 ermordet oder verhungern lassen.

— **Die in Hermannstadt erscheinende** Wochenzeitung „Die Volksstimme" berichtet in Nr. 88, daß das rumänische Blatt „Romania crestina" kürzlich einen Artikel brachte, in dem sich folgende Stelle findet:

„Nicht Hitler will den Krieg, sondern das Weltjudentum, das um jeden Preis ein Blutvergießen entfesseln möchte, um daraus für sich selbst Vorteile zu ziehen. Wir sind der Ansicht, daß die christlichen Völker Hitler eigentlich ein goldenes Standbild dafür errichten müßten, weil er das Christentum vor der furchtbaren jüdischen Gefahr, dem Kommunismus, bewahrt hat."

— **In einem Leitartikel** beschäftigte sich das in Brisbane in Australien erscheinende Tageblatt „Telegraph" mit der Entwicklung und Tätigkeit der kommunistischen Partei in Australien. Einleitend wird bemerkt, daß die kommunistische Partei, sollte die australische Regierung vom höchsten Gerichtshof eine Erklärung erhalten, daß diese Organisation ungesetzlich sei und aufgelöst werden könne, sich keine großen Sorgen darüber machen, sondern ein derartiges Ereignis nur als einen zeitweisen Rückschlag betrachten würde, da man ja bereits eine ähnliche Verfügung vor vielen Jahren herausgebracht hat.

Die kommunistische Partei, so wird ausgeführt, besteht seit 15 Jahren in Australien und entwickelte sich aus der bekannten unabhängigen Arbeiterpartei (Independent Workers of the World), die eine reine Verbrecher-Organisation war und die man auflöste, als 12 ihrer Führer in Sidney eingesperrt wurden.

— **Die in Hermannstadt erscheinende** „Deutsche Tageszeitung" bringt folgende Meldung:

In der bessarabischen Gemeinde Briceava bei Hotin hat die Gendarmerie eine kommunistische Organisation aufgedeckt, und deren acht Mitglieder, als sie in der Wohnung des Privatlehrers Izig Lerner eine Versammlung abhielten, verhaftet. In der Wohnung des Lerners, der wegen kommunistischer Propagandatätigkeit bereits verurteilt war, wurde eine Unmenge kommunistischer Hetzschriften in hebräischer u. rumanischer Sprache gefunden. Die Verhafteten sind durchwegs Juden.

— **London. Die Expedition, die Mt.** Everest, den 29,000 Fuß hohen indischen Berggipfel von Tibet aus zu besteigen versucht, schwebt in dringender Gefahr und dürfte ihr Ziel kaum erreichen, da wieder vorzeitig Schneestürme ausgebrochen sind.

— **Manila. Das Arbeitsamt der Zen**tralregierung hat weitgehende Vorkehrungen getroffen, um den Ausbruch des augedrohten Generalstreiks zu verhüten.

— **Mexiko. Wie die Zeitung** „La Prensa" berichtet, fanden bei einem Zusammenstoß von 40 Rebelen mit Bundestruppen bei El Cerro 20 der Aufrührer ihren Tod.

—**Im Jahre 1935 überstieg in Cana**da das Einkommen vom Touristenverkehr die Einnahmen vom Weizenverkauf um die nette Summe von $46,000,000.

—**Oslo, Norwegen. Zum dritten Male** hat das Oberhaus des Parlaments eine Gesetzvorlage abgewiesen, die es Frauen erlauben würde, Staatsbeamte und Geistliche zu werden.

—**Ottawa. Ein heißer Kampf wogte** im Senat über die Zulässigkeit der von der Regierung eingebrachten Gesetzvorlage, in welcher das britische Parlament in London ersucht wird, gewisse, beabsichtigte Aenderungen in der Landesverfassung zu genehmigen. Hauptführer der Widersacher dieser Bill war der konservative Senator Arthur Meighen, der eine Auflösung der Konföderation befürchtet, falls die Verfassung in der von der Regierung vorgeschlagenen Reform gändert werden sollte.

Eine Zeitlang hatte es den Anschein als ob Mr. Meighen der Bill im Senate den Garaus bereiten wollte, doch dazu ließ es Senator Calder von Regina nicht kommen, der es vorzog, diese Gesetzvorlage der Regierung von einem Senatskomitee verstümmeln zu lassen, damit sich die Regierung veranlaßt sehen sollte, eine so stark entstellte Gesetzvorlage lieber zurückzuziehen.

—**Khartum, Sudan. Als Folge ernster** Zusammenstoße zwischen abessinischen Stämmen, deren Gebiet noch nicht von italienischen Truppen besetzt wurde, besetzt wurde, befinden sich Missionare im südwestlichen Aethiopien in ernstlicher Gefahr.

Eine große Mennonitenansiedlung in Montana.

Die mennonitische Ansiedlung in der Fort Peck Reservation von Montana bei Volt und Lustre, nördlich von den Stationen Wolf Point bis Oswego, ist eine der größten und bedeutendsten in den Nordwestlichen Staaten. Sie umfaßt einen Flächenraum von ungefähr 25 Meilen nach Osten und Westen und ungefähr 15 Meilen nach Norden und Süden. Viele bekannte Ansiedler wohnten früher in Kansas, Nebraska, Minnesota, Süd-Dakota und Canada.

Das Land ist mehr eben, ganz wenig wellig, fast alles pflügbar. Die Farmen bestehen aus 320 bis 640 Acker oder etwas mehr und die meisten Farmer haben sozusagen alles Land unter Kultur.

Viele von den einzelnen Farmern ziehen jährlich von 8000 bis 10,000 Buschel Weizen. Das Ergebnis ist in guten Jahren größer, aber alle befolgen auch die Praxis, ungefähr die Hälfte ihres Landes jedes Jahr zu Schwarzbrache zu pflügen. In den besten Jahren erzielen sie Erträge von 25 bis 35 Buschel vom Acker, und in den weniger guten Jahren schützt das Schwarzbrachensystem sie vor einer Mißernte, obzwar die Erträge nur gering sind. Es wird auch Futtergetreide wie Hafer, Gerste und Corn gezogen. Alle Farmer halten Kühe, Schweine und haben bedeutende Hühnerzüchtereien.

Es sind gute Gelegenheiten vorhanden auf der mennonitischen Ansiedlung unbearbeitetes oder bearbeitetes Land zu erwerben. Es ist dort auch noch unbebautes Land, welches den Indianern gehört, für einen billigen Preis zu pachten.

Um Einzelheiten und niedrige Rundfahrtpreise wende man sich an

E. C. Leedy,
General Agricultural Development Agent, Dept. R.
Great Northern Railway, — — St. Paul, Minn.

— London. Kaiser Haile Selassie von Abessinien hat die Fahrt nach England beendet. Jubelnd wurde er in London begrüßt.

— Wien. Das Kabinett hat nunmehr eine Gesetzvorlage ausgearbeitet, unter der die Führerschaft in Oesterreich zwischen Kanzler Kurt Schuschnigg, als dem Leiter der Vaterländischen Front, Vizekanzler Eduard Baar von Baarenfels, als dem Kommandeur der „Front-Miliz," und Prinz von Starhemberg als Sportführer und Leiter des Mutterschutzbundes, verteilt werden soll.

— Jerusalem. Britische Truppenverstärkungen, die aus Aegypten hier eingetroffen sind, um den regelmäßig hier stationierten Truppen bei der Aufrechterhaltung der Ordnung zu helfen, besetzten strategische Punkte. Die Truppen wurden auf Ersuchen des britischen Hochkommissars General Sir Arthur Wauchhope nach Palästina gesandt, nachdem bei Zusammenstößen zwischen Arabern und Juden zahlreiche Personen in Jerusalem Jaffa, Haifa, und Tel Aviv getötet worden waren.

— Scherzgedicht des Grafen Zeppelin. Zu Anfang dieses Jahrhunderts, als sich die Pläne des Grafen Zeppelin durchzusetzen begannen, bekam der kühne Erfinder von den Bewohnern unzähliger Ortschaften aus allen Gauen Deutschlands die Bitte übermittelt, er möge doch dafür sorgen, daß sein Luftschiff unbedingt die Stadt B oder das Darf O überfliege. Eines Tages erhielt num Graf Zeppelin, der sich gerade in einem Konstanzer Krankenhaus befand, von einem braven Bürger aus Gussenstadt auf der Alb die poetische Aufforderung, bei der Fahrt nach Berlin auch Gussenstadt zu berühren. Darauf antwortete Zeppelin mit folgenden Versen:

Wann i zu älle fliege wott,
Die mich zu ihne wünschet hin,
No ging's jo immer hütt und hott
Und niemals nach Berlin.

— Rom. Die italienische Regierung wird sich voraussichtlich nicht bei der Völkerbundstagung vertreten lassen, die am 16. Juni in Genf beginnt, so wird von gut informierter Seite erklärt.

— London. Die Unruhen in Palästina haben den Ministerpräsidenten Stanley Baldwin dazu veranlaßt, den Posten des Kolonialministers schnell zu besetzen. Seine Wahl fiel auf William George Arthur Ormsby-Gore, der bisher Arbeitsminister gewesen ist.

Der Mennonitische Katechismus

Der Mennonitische Katechismus, mit den Glaubensartikeln, schön gebunden Preis per Exemplar portofrei 0.40
Der Mennonitische Katechismus, ohne den Glaubensartikeln, schön gebunden Preis per Exemplar portofrei 0.30
Bei Abnahme von 12 Exemplaren und mehr 25 Prozent Rabbat.
Bei Abnahme von 50 Exemplaren und mehr 33⅓ Prozent Rabbat.
Die Zahlung sende man mit der Bestellung an das

Rundschau Publishing House
672 Arlington Street, — Winnipeg, Man., Canada.

Ist Dein Abonnement für das laufende Jahr bezahlt?"
Dürften wir Dich bitten, es zu ermöglichen? — Wir brauchen es zur weiteren Arbeit. Im voraus von Herzen Dank!

Bestellzettel

An: Rundschau Publishing House,
672 Arlington St., Winnipeg, Man.

Ich schicke hiermit für:

1. Die Mennonitische Rundschau ($1.25) $..........
2. Den Christlichen Jugendfreund ($0.50) $..........

(1 und 2 zusammen bestellt: $1.50)

Beigelegt sind: $..........

Name ....

Post Office ....

Staat oder Provinz ....

Bei Adressenwechsel gebe man auch die alte Adresse an.

Der Sicherheit halber sende man Bargeld in registriertem Brief oder man lege „Bank Draft", „Money Order", „Expreß Money Order" oder „Postal Note" ein. (Von den U.S.A. auch persönliche Schecks.)

Bitte Probenummer frei zuzuschicken. Adresse ist wie folgt:

Name ....

Adresse ....